

24. Jahrgang

**2/97**

Vierteljahres-  
zeitschrift für  
Stadtgeschichte  
Stadtsoziologie  
und  
Denkmalpflege



---

Konrad Tyrakowski

---

México-Tenochtitlan um 1520

---

Jörg Stabenow

---

Chemnitz im Wiederaufbau 1946-1959

---

Jürgen Trimborn

---

Zum Wiederaufbau der Dresdner  
Frauenkirche

---

Elisabeth Heil

---

Bamberg's Pflaster

---

Guido Rings

---

Dionysios I. Tyrann zwischen Polis und  
Monarchie

---

Kohlhammer

---

Herausgegeben von Otto Borst



ISSN 0170-9364

Die alte Stadt. Vierteljahrszeitschrift  
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie  
und Denkmalpflege

Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft  
Die alte Stadt und in Verbindung mit  
Helmut Böhme, Rudolf Hillebrecht,  
Eberhard Jäckel und Friedrich Mielke  
herausgegeben von Otto Borst

*Redaktionskollegium:* Professor em. Dr. Otto Borst, Historisches Institut der Universität Stuttgart, Keplerstraße 17, 70174 Stuttgart (Hauptschriftleiter) – Hans Schultheiß, Rotenbergstraße 5, 70190 Stuttgart (Schriftleitung) – Frauke Schwesig, Robertstraße 26, 30161 Hannover (Redaktionslektorat). Professor Dr. Harald Bodenschatz, Technische Universität Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, Dovesstraße 1–5, 10587 Berlin – Professor em. Dr. Burkhard Hofmeister, Institut für Geographie an der Technischen Universität Berlin, Budapester Straße 44/46, 10787 Berlin – Professor Dr. Rainer Jooß, Historisches Seminar an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Oberbetringer Straße 200, 73525 Schwäbisch Gmünd – Professor Dr. Hermann Korte, Universität Hamburg, Forschungsstelle Vergleichende Stadtforschung, Allendeplatz 1, 20146 Hamburg – Architekt Dipl.-Ing. Hellmut Richter, Ministerialrat a. D., Nadistraße 20, 80809 München.

*Redaktionelle Zuschriften* und Besprechungsexemplare werden an die Anschrift der Schriftleitung erbeten: 73726 Esslingen am Neckar, Postfach 10 03 55, Tel. (07 11) 35 12-32 42.

*Die Zeitschrift* Die alte Stadt ist eine Mitgliederzeitschrift der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt und erscheint jährlich in Vierteljahrsbänden mit einem Gesamtumfang von etwa 420 Seiten. Der Bezugspreis im Abonnement beträgt jährlich DM 155,-; Vorzugspreis für Studierende gegen jährliche Vorlage einer gültigen Studienbescheinigung DM 118,- einschließlich Versandkosten und Mehrwertsteuer; Einzelbezugspreis für den Vierteljahrsband DM 42,60 einschließlich Mehrwertsteuer und zusätzlich Versandkosten ab Verlagsort. Preisänderungen vorbehalten. Abbestellungen sind nur 6 Wochen vor Jahresende möglich.

*Verlag, Vertrieb und Anzeigenverwaltung:* W. Kohlhammer GmbH, 70549 Stuttgart, Tel. 07 11 / 7 86 30. Verlagsort: Stuttgart. Gesamtherstellung: W. Kohlhammer Druckerei GmbH + Co., Stuttgart. Printed in Germany. *Die Zeitschrift* und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Der Rechtsschutz gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Jede Verwertung bedarf der Genehmigung der W. Kohlhammer GmbH. Der Verlag erlaubt allgemein die Fotokopie zu innerbetrieblichen Zwecken, wenn dafür eine Gebühr an die VG WORT, Abt. Wissenschaft, Goethestraße 49, 80336 München, entrichtet wird, von der die Zahlungsweise zu erfragen ist.

Verlag W. Kohlhammer Stuttgart Berlin Köln

INHALT

ABHANDLUNGEN

- KONRAD TYRAKOWSKI, Méxiko-Tenochtitlan um 1520. Kartographisch-stadtgeographische Analyse des sogenannten Cortés-Plans, der ersten europäischen Darstellung der alt-aztekischen Metropole ..... 85
- JÖRG STABENOW, Stadtfragmente, Planungsspuren. Die Chemnitzer Innenstadt im Wiederaufbau 1946–1959 ..... 110
- JÜRGEN TRIMBORN, Das »Wunder von Dresden«: Der Wiederaufbau der Frauenkirche. Ein kritischer Blick auf das »größte Rekonstruktionsprojekt des Jahrhunderts« ..... 127
- ELISABETH HEIL, Bamberg's Pflaster ..... 150

KLEINE BEITRÄGE

- GUIDO RINGS, Dionysios I. Tyrann zwischen griechischer Polis und hellenistischer Monarchie. Zur historiographischen Reflektion Dionysios I. von Syrakus ..... 172

DIE AUTOREN ..... 175

BESPRECHUNGEN

- HARALD BODENSCHATZ, »Der rote Kasten«. Zur Bedeutung, Wirkung und Zukunft von Schinkels Bauakademie (*Erich Konter*) ..... 176
- TILMAN HARLANDER, Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus (*Robert Kaltenbrunner*) ..... 177
- HANS MOMMSEN / MANFRED GRIEGER, Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich (*Christian Schneider*) ..... 179
- STIFTUNG BAUKULTUR ZÜRICH (Hrsg.), Abbruchobjekt Rindermarkt 7. Seine Rettung (*Theresia Gürtler Berger*) ..... 182
- ARND KLUGE (Hrsg.), Hofer Heimatbuch. Führer durch das Museum Bayerisches Vogtland (*Marion Diehm*) ..... 183

Konrad Tyrakowski

## México-Tenochtitlan um 1520

*Kartographisch-stadtgeographische Analyse des sogenannten Cortés-Plans, der ersten europäischen Darstellung der alt-aztekischen Metropole*

### 1. Problembeschreibung

Am 30. Oktober 1520 schreibt Cortés<sup>1</sup> in Segura de la Frontera (heute Tepeaca im Staat Puebla) seinen zweiten Brief an den spanischen König Karl V. und berichtet von seinem abenteuerlichen Einzug (am 8. 11. 1519) in die Stadt Tenochtitlan/Mexico sowie vom erzwungenen Rückzug (am 30. 6. 1520). Bis zu acht Monaten hatten er und seine Leute Zeit, die Stadt zu erkunden.<sup>2</sup> Cortés gibt eine ausführliche Darstellung des Sees von Texcoco mit der Hauptstadt auf einer Insel – am häufigsten Temixtitlan<sup>3</sup> genannt – und von seinen Erlebnissen mit dem König Moctezuma. Diesem Brief muß ein Stadtplan beigelegt haben, denn im dritten Bericht vom 15. Mai 1522 bezieht sich Cortés darauf, als er von einem Damm spricht, der auf dem Plan zu sehen sei: »[...] según que por la figura de la ciudad de Temixtitlan, que yo envié a vuestra majestad, se podrá haber visto.«<sup>4</sup> (... wie auf der Darstellung der Stadt Temixtitlan, die ich Eurer Majestät geschickt habe, man gesehen haben wird.)

1524 wird in Nürnberg eine lateinische Ausgabe des zweiten und dritten Cortés-Berichts publiziert,<sup>5</sup> und einigen heute erhaltenen Exemplaren ist der von einem unbekannten Künstler angefertigte Holzschnitt der Stadt Tenochtitlan (Abb. 1) beigegeben, der die europäische Umsetzung der verschollenen Ur-Aufnahme ist – im folgenden Cortés-Plan genannt. Links daneben werden die Umrisse des Golfs von Mexiko gezeigt.

Die moderne Analyse des kartographischen und urbanen Gehalts dieser an Radkarten erinnernden Inseldarstellung mit lateinischer Beschriftung setzte früh ein, ohne aber alle Fragen klären zu können. Bisher haben Alcocer<sup>6</sup> und Toussaint/Gómez de Orozco/Fernández<sup>7</sup> die nach Ausführlichkeit und Tiefgang umfassendsten Analysen vorgelegt. Darin werden die Bauelemente mit Strukturskizzen benannt, verglichen

<sup>1</sup> H. Cortés, *Cartas de Relación*, 9. Aufl., Mexico 1976, S. 29–97.

<sup>2</sup> Ebda., S. 53, 66.

<sup>3</sup> Ebda., z. B. S. 61.

<sup>4</sup> Ebda., S. 111.

<sup>5</sup> *Praeclara Ferdinandi Cortesii de Nova maris Oceani Hyspania Narratio [...] Nurimbergae 1524* [Universitätsbibliothek München StO-Sign. 0014/W 2 H. aux. 52].

<sup>6</sup> I. Alcocer, *Apuntes sobre la antigua México-Tenochtitlan*, Tacubaya 1935.

<sup>7</sup> M. Toussaint / E. Gomez de Orozco / J. Fernández, *Planos de la Ciudad de México, Siglos XVI y XVII. Estudio histórico, urbanístico y bibliográfico*, México 1938, S. 86 ff.

und kritisch kommentiert. Marquina<sup>8</sup> übernimmt Alcocers Interpretation unverändert. Besonders erwähnenswert ist der wirkungsvolle Versuch von Alcocer,<sup>9</sup> mit einer Kolorierung des Stadtzentrums die Lesbarkeit zu erhöhen. In der Folgezeit wird der Cortés-Plan nur in Einzelaspekten gewürdigt.<sup>10</sup>

Dabei blieb eine gewisse Vorsicht dem Cortés-Plan gegenüber immer bestehen, was vielleicht durch die Verzerrung einiger Elemente bewirkt wurde, da einzelne unerklärliche Eigenheiten auf Irrtümer des Zeichners zurückgeführt wurden. Häufig etwa wird die Beobachtung wiedergegeben, daß der Haupttempel auf der falschen Platzseite stehe, nämlich im Westen statt im Osten.<sup>11</sup> Und da dann diverse Kopisten die Verzerrungen wie die Simplifizierung bis zur Phantasterei weitertrieben,<sup>12</sup> fiel ein gehöriger Zweifel auf den Ur-Plan.

Eine fast zeitgleiche Quelle ist dagegen kaum beachtet worden. Es handelt sich um ein Flugblatt eines unbekanntenen Autors aus dem Jahr 1522<sup>13</sup> oder 1523, wohl aus Augsburg.<sup>14</sup> In frühneuhochdeutscher Sprache verbreitet es Inhalte des zweiten Briefes. Hier wird eine Beschreibung von demschican/Demyschican (= Tenochtitlan)<sup>15</sup> gegeben, die für unsere Studie genutzt werden soll. Dazu ist es ein Hinweis auf die Rezeption dieser neuen Nachrichten im deutschen Sprachraum.

## 2. Aufgabenstellung

Die vorliegende Arbeit hat die Aufgabe, die Einsicht in den Cortés-Plan zu aktualisieren und die Analyse der kartographischen Mittel wie der urbanen Struktur zu vertiefen. Auf den ersten Blick ist der Plan unübersichtlich, nicht zuletzt verwirrt die graphische Gestaltung des Wellengangs des Sees. Es sollen in verschiedenen Schichten die naturgeographischen Komponenten und die anthropogeographischen Strukturen sichtbar gemacht werden. Konkret werden folgende Arbeitsschritte folgen:

<sup>8</sup> I. Marquina, *Templo Mayor de México*. Guía oficial, 3. Aufl., México 1968, S. 4.

<sup>9</sup> I. Alcocer (s. A 6), S. 12 ff.

<sup>10</sup> Vgl. E. W. Palm, *Tenochtitlan y la Ciudad ideal de Dürer*, in: *Journal de la Société des Américanistes*, XL (1951) S. 59 ff.; H. B. Nicholson, *Montezuma's zoo*, in: *Pacific Discovery* VIII, S. 3 ff.; J. Newig, *Der Schachbrettgrundriß der Stadt Mexiko – antikes Vorbild oder indianische Tradition?*, in: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 121 (1977), S. 253 ff.

<sup>11</sup> Vgl. M. Toussaint, *Estudio histórico y analítico*, in: M. Toussaint (s. A 7), S. 110; vgl. D. Carrasco, *Myth, cosmic terror and the Templo Mayor*, in: J. Broda / D. Carrasco / E. Matos Moctezuma, *The Great Temple of Tenochtitlan. Center and periphery in the Aztec World*, Berkeley – Los Angeles – London 1987, S. 137.

<sup>12</sup> M. Toussaint (s. A 7), S. 101, 103 ff.; F. Benítez, *La ciudad de México 1325–1982*, vol. 1: *Tenochtitlan siglo XVI–siglo XVII*, Barcelona 1981, S. 171 ff.

<sup>13</sup> E. Weller (Hrsg.), *Die ersten deutschen Zeitungen [...] mit einer Bibliographie (1505–1599)*, Stuttgart 1872, S. 38 ff.

<sup>14</sup> H. R. Wagner, *Three accounts of the expedition of Fernando Cortés*, printed in Germany between 1520 and 1522, in: *The Hispanic American Historical Review* 9 (1929), S. 176 ff.

<sup>15</sup> E. Weller (s. A 13), S. 41.

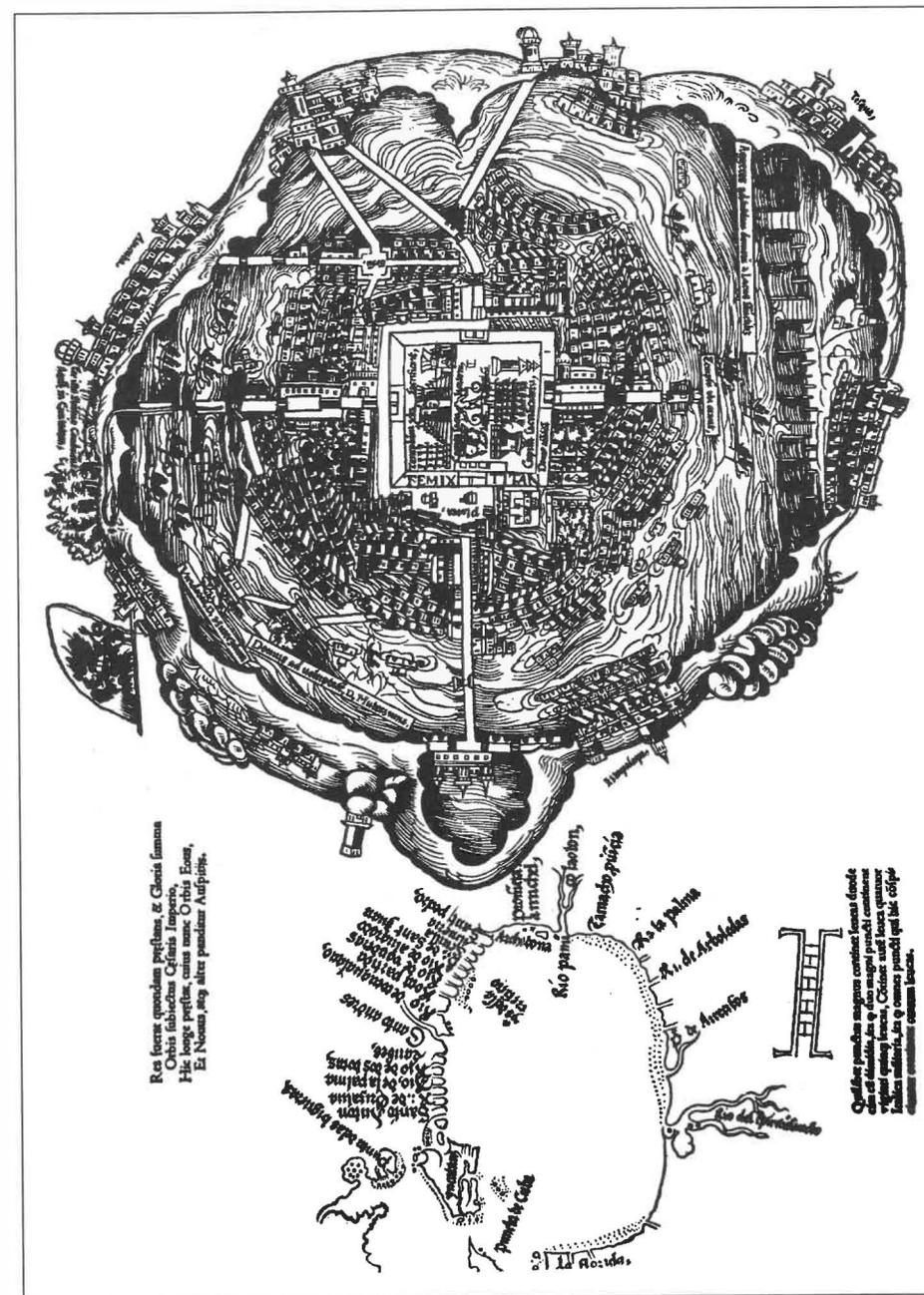


Abb. 1: Der sogenannte Cortés-Plan der Inselstadt Tenochtitlan (Alt-México mit dem Golf von Mexiko) von 1524 (nach dem Original in der Universitätsbibliothek München).

- a) Zuerst sollen die konfus anmutende Beschriftung analysiert und die dahinter stehende Ordnung und Orientierung erkannt werden.
- b) Dann sind natürliche Landschaftselemente herauszupräparieren und mit archäologischen Funden und historischen Fakten zu vergleichen, um die Glaubwürdigkeit der Karte zu hinterfragen. Damit dürfte die bisherige Einsicht in den Informationsgehalt der Karte erhöht werden.
- c) Ferner sollen die Elemente der Stadtstruktur mit den Beschreibungen der Eroberer kontrastiert und der Einfluß der europäischen Ikonographie in der kartographischen Gestaltung dargestellt werden.
- d) Sodann ist zu zeigen, wie es zu dieser ungewöhnlichen Verzerrung, die das Verständnis des Dargestellten behindert hat, kommen konnte.
- e) Zum Schluß soll auf eine bisher in der Literatur nicht bekannte Kopie des Cortés-Plans aus dem italienischen Kulturraum aufmerksam gemacht werden.

2.1. Zum Problem der kartographischen Orientierung

Das Interesse des Kartographen war auf drei ihm wichtige Dinge gerichtet: Hauptobjekt war die Insel Tenochtitlan mit der Hauptstadt Mexico, die inmitten eines Sees mit verzerrter Uferlinie liegt. Darin wiederum richtete sich das Augenmerk primär auf das zeremonielle Zentrum, weniger auf eine getreue Aufnahme der gesamten Stadt, wofür die überproportionale Darstellung dieses Tempelbezirks spricht. Letztlich waren die Verbindungsachsen dieses Zentrums mit dem Festland Gegenstand des Interesses, die breit und mit detaillierter Architektur verzeichnet werden.

Tab. 1 (zu Abb. 2): Beschriftung des Tenochtitlan-Plans von 1524 nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek München.

Originalbeschriftung	Korrekte Schreibweise	Bedeutung
(1) Templum ubi sacrificant		Tempel, wo man opfert
(2) Capita sacrificatorum		Köpfe der Geopferten
(3) Idol lapideum		Steinernes Götterbild
(4) Capita sacrificatorum		Schädel der Geopferten
(5) Doms animalium	Domus animalium	Haus der Tiere
(6) TEMIXTITAN	Tenochtitlan	
(7) Platea		Straße, Gasse
(8) Doms D. Mutezuma	Domus D. Muctezumae	Haus des Herrn Moctezuma
(9) Forum		Marktplatz (Tlatelolco)
(10) Aggeres ad tutelam domorum a Lacus fluctibz	Aggeres ad tutelam domorum a lacus fluctibus	Dämme zum Schutz der Häuser vor den Fluten des Sees
(11) Templum ubi orant		Tempel, wo sie beten
(12) Tesqua	Texcoco	

(13) Iztapalapa	Ixtapalapa	
(14) Domus ad uoluptatem D. Muteezuma	Domus ad voluptatem domini Muctezumae	Haus zu Willen des Herrn Moctezuma
(15) Viridariu, D. Muteezuma Moctezuma	Viridaria domini Muctezumae	Parks des Herrn Moctezuma
(16) Ex isto Fluuio Conducut Aquam in Ciuitatem	Ex isto fluvio conducant aquam in civitatem	Aus diesem Fluß leiten sie Wasser in die Stadt
(17) Atacuba	Tacuba	

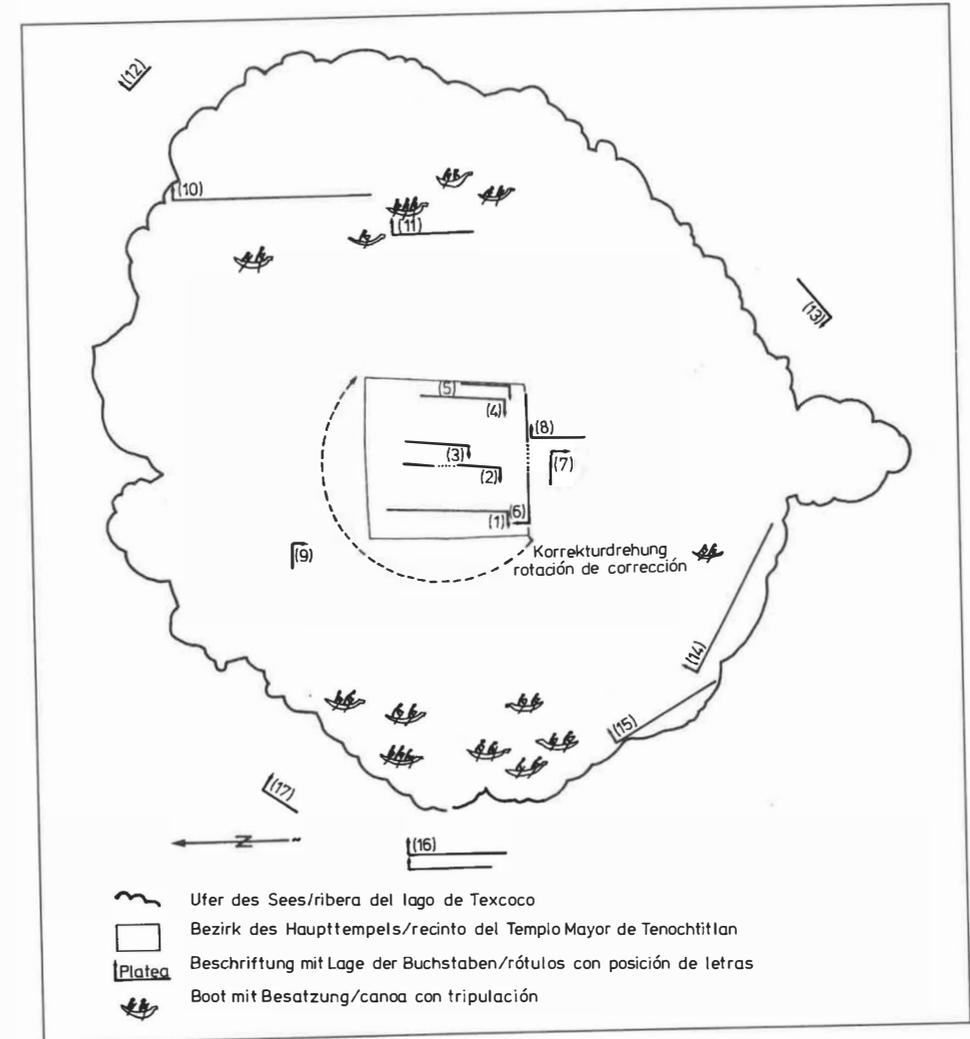


Abb. 2: Kriterien der Orientierung des Cortés-Plans nach Osten.

Ein bisher nicht beachtetes Problem ist das der Orientierung dieses Planes, die schwer erkennbar ist, da die Rad-Struktur keine eindeutige Ausrichtung vorgibt. Aber eine Analyse erlaubt tiefere Erkenntnisse. Im Gesamtbild des ganzen Ensembles (Abb. 1) sieht der Leser den Stadtplan nach Westen gerichtet; jedoch ist dies schon der erste Fehler. Denn damit tat der Drucker dem Holzschneider Unrecht, der das Werk von einem ganz anderen Blickpunkt aus konzipiert hatte, wie die kopfstehenden großen Schriftbänder belegen.

Geographisches Faktum ist, daß der Nebensee von Xochimilco und Chalco (im Holzschnitt als kleine Nebenlagune dargestellt) den Süden angibt. Bei einer Westorientierung ist zwar die Beschriftung des Tempelbezirks gut zu lesen, die anderen Bezeichnungen stehen aber überwiegend kopf. Eine Drehung dieses Zentrums um 180 Grad behebt diesen Fehler (Abb. 2), wodurch die Hauptachse nach Osten orientiert wird. So erscheint nun der Tempelbezirk als verdreht, dennoch dürfte dies die korrekte Lage sein und zwar aus mehreren Gründen:

1. Es gibt auf dem Tenochtitlan-Plan insgesamt 17 Schriftzüge (Abb. 1, 2; Tab. 1). Davon sind, vom westlichen Standpunkt aus (Abb. 2) besehen, insgesamt sechs Inschriften (1, 2, 3, 4, 5) nicht zu lesen, da sie ganz oder schräg gelegt kopfstehen; diese befinden sich auffälligerweise alle im zentralen Tempelbezirk. Nur eine einzige weitere Schrift (13), Iztapalapa, liegt am Bildrand. Drei Bezeichnungen (6, 7, 8) stehen senkrecht in der Ost-West-Achse und damit in neutraler Position. Sieben Legenden sind alle außerhalb des Tempelbezirks angebracht, sind aber in ihrer Normal- (10, 11, 17) oder Schräglage (12, 14, 15, 16) gut lesbar. Das heißt, daß wir zwischen der Ost- oder West-Orientierung entscheiden müssen.
2. Es muß die Ost-Orientierung die richtige sein. Dies wird gestützt durch die Darstellung der Kanus: Auf dem See sind 13 Boote dargestellt, die teils Bug, teils Heck voraus alle nach Süden fahren. Das heißt, daß alle diese Kähne und damit auch das Kartenbild vom westlichen Standpunkt aus in Ostrichtung betrachtet werden sollen.
3. Bleibt zu fragen, ob und wenn ja, wie es zum Kopfstand des Textes im Tempelbezirk gekommen ist. Die Hypothese lautet, daß diese Beschriftung (mit einer Ausnahme), ursprünglich um 180 Grad gedreht, von Westen aus angelegt war. Der Beweis ist so zu führen: Dieses zentrale Viereck kann problemlos gedreht werden, wodurch die Schrift in die richtige Leseposition gelangt. Damit kommt aber auch – dies ist ein weiterer Beweis – die doppelte Tempelpyramide an den korrekten Platz auf der Ostseite des Tempelareals. Dorthin gehört auch der Tempel, wie die Ausgrabungen im Zentrum der Stadt Mexiko klar belegen. Die fehlerhafte Lage des Haupttempels ist also wohl als technischer Fehler anzunehmen, dessen Entstehung allerdings unklar ist; denn im Originaldruck ist nicht zu erkennen, daß hier zwei verschiedene Druckstöcke fehlerhaft zusammengefügt wurden. Auch ist der Tiergarten Moctezumas durch eine klar durchgezogene Linie an das Tempelareal an-

gegliedert. Diese Ungereimtheit widerspricht obiger Deutung und muß bis zu einer besseren Erklärung offen bleiben.

Damit hängt die Bezeichnung »Doms aimalium« (5) zusammen, deren Position sich einer schnellen Begründung sperrt. Bei einer Drehung des Tempelareals würde sie sich nämlich von ihrem zu bezeichnenden Objekt, dem Tiergarten Moctezumas, entfernen. Bemerkenswert ist jedoch, daß sich diese Schrift nur gut halb mit ihrem Objekt deckt, weil der Ortsname Temixtitlan (6) offensichtlich zuerst stand und dann der Gravurplatz knapp wurde. Eine genaue Begründung, wie es zu dieser Verdrehung kam, muß vorerst offen bleiben. Als Faktum gilt, daß es zu dieser Drehung kam.

## 2.2. *Physisch-geographische Landschaftselemente*

Die Mexica konnten sich erst lange nach ihrer Einwanderung zwischen bereits existierenden Stammeskulturen einen eigenen Lebensraum verschaffen: Im Jahre 1325 gründeten sie auf einer Insel (mit längerer Siedlungstradition, wie Funde aus der 2. Hälfte des 11. Jahrhundert zeigen)<sup>16</sup> im See von Texcoco ihren wichtigsten Ort: Tenochtitlan/México.

Jüngere Forschungen haben erkennen lassen, daß diese Insel zum großen Teil künstlich angelegt oder doch vergrößert worden sein muß.<sup>17</sup> Bevölkerung und Macht wuchsen, besonders nachdem unter dem König Itzcoatl ab 1426 das Imperium entwickelt und Tenochtitlan zur Hauptstadt des wachsenden Territoriums ausgebaut wurde. Für den Zeitpunkt ihrer Eroberung hat Rojas<sup>18</sup> die Einwohnerzahl auf 200 000 bis 300 000 Einwohner berechnet.

### 2.2.1. *Wasserflächen*

Tenochtitlan lag zur vorspanischen Zeit in einer amphibischen Umgebung. Die flache Lagune änderte Größe und Wasserstand je nach Intensität von Regen- und Trockenzeit und je nach Grad der Bodenerosion der vulkanischen Hänge. Mit einer Unzahl von Kanus wurde ein reger Verkehr zwischen den Uferstädten betrieben. Mit Fischen, Wasservögeln und anderem Getier trug die Lagune zur Versorgung der Bevölkerung bei. Allerdings waren Überschwemmungen der Inselstadt häufig. Um diesen Des-

<sup>16</sup> M. Reyes Cortés / J. García-Barcelona, Estratificación en el área de la catedral, in: C. Vega Sosa (Hrsg.), El recinto sagrado de México-Tenochtitlan. Excavaciones 1968–69 y 1975–76, México 1979, S. 20.; C. Vega Sosa, La cronología relativa de México-Tenochtitlan, in: mexicon (1990), S. 13 f.

<sup>17</sup> M. Mazari (et al.), Los asentamientos del templo mayor analizados por la mecánica de suelos, in: Estudios de cultura nahuatl 19 (1989), S. 145 ff.

<sup>18</sup> J. L. de Rojas, México Tenochtitlan. Economía y sociedad en el siglo XVI, 2. Aufl., México 1988.

astern zu begegnen, riet Nezahualcōyotl, König von Tezcoco, dem König Moctezuma I. 1449 zum Bau eines Deiches.<sup>19</sup>

Diese »albarrada de los indios« (Abb. 3), 12 km lang und 6 m breit, querte den See nahe Villa de Guadalupe im Norden und Iztapalapa im Süden. Sie bestand aus einer Steinmauer mit aufgesetztem Zaun aus Flechtwerk und wies Tore auf. So konnte das Eindringen des salzigen Wassers aus dem Ostteil der Lagune in den westlichen Süßwasserbereich verhindert werden (Tab. 2). Diesen Deich rissen die Indios selbst beim Kampf um die Stadt zum Teil ein, um sie zu überfluten und die Spanier zu ertränken. Mit seinem Hinweis an den spanischen König, dieser Deich sei im zugeschickten Stadtplan zu sehen, belegt Cortés die Existenz des Plans.<sup>20</sup>

Tab. 2 (zu Abb. 3): Naturlandschaftselemente im Cortés-Plan.

- [1] Salzwasserbereich des Sees von Texcoco
- [2] Süßwasserbereich des Sees von Texcoco
- [3] See von Tochimilco und Chalco
- [4] Quelle von Chapultepec
- [5] Insel Ahuehuetla »bei den ahuehuete-Bäumen«<sup>21</sup>
- [6] Wald von Chapultepec
- [7] Tepetzinco, Peñol de los Baños, »Berg der (Thermal-)Bäder«<sup>22</sup>
- [8] Lavaström Pedregal von San Angel
- [9] Cerro de la Estrella »Sternberg«
- [10] Xochitepec »Blumenberg« (?)

Auffällig ist der sehr reduzierte östliche Salzwasserteil des Sees von Texcoco sowie der stark verkleinerte See von Tochimilco und Chalco (Tab. 1). Dies zeigt klar, daß es dem Kartographen im wesentlichen um Stadt und Nahraum von Tenochtitlan ging.

Von der Lagune aus war die Innenstadt auf Kanälen zu erreichen. Davon berichtet Cortés im zweiten Brief.<sup>23</sup> Sein Plan zeigt kaum lineare Kanäle, läßt aber erkennen, daß es möglich war, über Buchten und Lagunenarme mit Booten in die Innenstadt bis an den Tempelbezirk und an den Markt von Tlatelolco heranzufahren. Bei Caso<sup>24</sup> lassen sich die kolonialzeitlichen Kanäle gut ablesen.

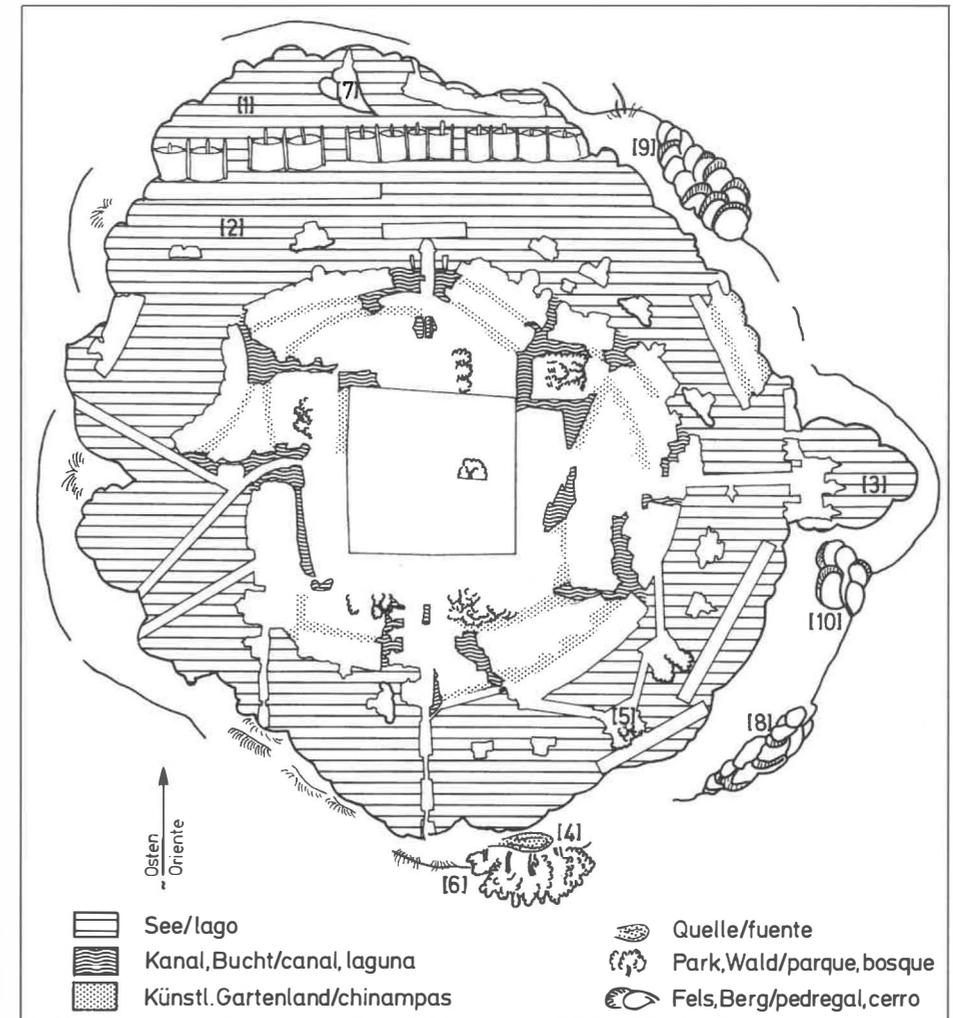


Abb. 3: Elemente der physischen Geographie im Cortés-Plan (Beschriftung siehe Tabelle 2).

Eine Quelle auf dem Festland im Wald von Chapultepec bot die wichtige Versorgung mit Trinkwasser. Auch innerhalb des Tempelbezirks gab es drei heilige Quellen,<sup>25</sup> die aber im Cortés-Plan den Strukturen innerhalb des Tempelbezirks nicht zugeordnet werden können.

<sup>25</sup> Fray Bernardino de Sahagún, Códice Florentino. Historia de las Cosas de Nueva España, Faksimile México 1979, 3 Bände, II. Buch.

<sup>19</sup> L. Martínez, Nezahualcōyotl, vida y obra, México 1985, S. 67ff.

<sup>20</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 111.

<sup>21</sup> L. González Aparicio, Plano reconstructivo de la región de Tenochtitlan, 2. Aufl., México 1980. Kartenbeilage.

<sup>22</sup> J. W. Schottelius, ¿Cuántas calzadas comunicaban la ciudad México-Tenochtitlan con tierra firme?, in: Ibero-Amerikanisches Archiv (1934/35), S. 174; L. González Aparicio (s. A 21).

<sup>23</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 62, 65.

<sup>24</sup> A. Caso, Los barrios antiguos de Tenochtitlan y Tlatelolco, in: Memorias de la Academia Mexicana de la Historia XV (1956), Plan 3.

### 2.2.2. Die chinampa-Flächen

Die Bevölkerungszunahme verlangte nach Siedlungsraum und agrarischer Nutzfläche. Künstliche Saatbeete (chinampas), deren Entstehung vielfach diskutiert wird,<sup>26</sup> verlandeten zunehmend und vergrößerten die Insel (Abb. 3). Deutlich sind die leiterförmigen Beetkomplexe innerhalb der Stadt, an deren Rand und zwischen den Vorstädten zu erkennen (Abb. 1). Auffällig ist jedoch, daß es sie nach dem Cortés-Plan um Tlatelolco (9) kaum gibt. Calnek hat anhand von archivalischen Dokumenten für Tlatelolco nur vereinzelte chinampas nachgewiesen.<sup>27</sup> Der Flachwasserbereich Tenochtitlans hingegen zeigt diese Äcker auf fast allen Seiten.

Am Ufer des Festlandes kennt der unbekannt Kartograph nur beim südwestlich gelegenen Iztapalapa chinampas; sie dürften aber häufiger gewesen sein. González Aparicio<sup>28</sup> rekonstruierte für Iztapalapa einen Teil dieser Zone, von der Zeugnisse bis in die 1980er Jahre zu sehen waren.<sup>29</sup>

### 2.2.3. Park und Wald

Eine Besonderheit stellen die Baumgruppen in der Inselstadt dar (Abb. 3). Bäume wurden als etwas Heiliges verehrt; denn Himmel, Erde und Unterwelt wurden von einem Baum getragen und verbunden. Mit ihm war die Genesis der Welt verknüpft.<sup>30</sup> Damit mag die Baumgruppe im Tempelbezirk zusammenhängen.

Unter diesen parkartigen Bauminseln waren Gärten angelegt. Die Vorliebe der Azteken für Blumen und Pflanzen wird häufig erwähnt.<sup>31</sup> Außerhalb der Stadt sind auf Inseln zwei herrschaftliche Häuser von Moctezuma zu erkennen, die von Bäumen überragt werden. Diese Sumpfyypressen (ahuehuetes) gaben einer dieser Inseln sogar den topographischen Namen: Ahuehuetlan (Tab. 2).

Von besonderem Interesse ist der Wald von Chapultepec, der bis heute (wenn auch in arg reduzierter Form) einer der wichtigsten Grünzonen der aktuellen Stadt Mexiko geblieben ist. Seine Sumpfyypressen soll der erwähnte Nezahualcōyotl um 1430 pflanzen haben lassen.<sup>32</sup> Dies wäre ein sehr frühes Beispiel von bewußtem Umweltschutz.

<sup>26</sup> R. C. West, P. Armillas, Las chinampas de México. Poesía y realidad de los »jardines flotantes«, in: Cuadernos Americanos (1950), S. 165 ff.

<sup>27</sup> E. E. Calnek, Settlement pattern and chinampa agriculture at Tenochtitlan, in: American Antiquity 37 (1972), S. 104 ff.

<sup>28</sup> L. González Aparicio (s. A 21).

<sup>29</sup> R. Ávila López, Chinampas de Iztapalapa, D. F., México 1991, S. 8.

<sup>20</sup> D. Heyden, Geheiligte Geographie, Mythen und Symbole im alten Mexiko. Ihre Bedeutung für die Gründung von Teotihuacán und Tenochtitlan, in: Das Altertum 28 /1982), S. 207 ff.

<sup>31</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 50, 65, 67, 124.

<sup>32</sup> J. L. Martínez (s. A 19), S. 67.

### 2.2.4. Inseln und Festland

Tenochtitlans Uferlinie wird überwiegend von den Silhouetten der Gebäude verdeckt (Abb. 3). Um die Zentralinsel ordnen sich einige kleinere Inseln an, die aber auch größtenteils nicht deutlich begrenzt werden. Sie zeigen, daß der See ziemlich flach gewesen sein muß. Diverse Versuche, diese Inseln zu lokalisieren, sind bisher mit unterschiedlichem Erfolg unternommen worden.<sup>33</sup>

Eine besonderes Eiland existierte östlich des geflochtenen Dammes (albarrada) mit dem Vulkankegel des Peñol de los Baños (Abb. 3, [10]; nahe dem heutigen Flughafen), dessen Name von warmen Quellen herrührte. Diese deutliche Landmarke hat der Kartograph ziemlich genau lokalisiert. Allerdings hat der Holzschnitzer die bei Felsen und Bergen übliche Schattierung nicht angewandt, was die Insel mit ihrem wolkigen Profil im Auf und Ab der Wellen fast verschwinden läßt.

### 2.2.5. Fels und Berge

Sehr aufwendig sind an drei Orten Felsen und Berge dargestellt, die in den Horizont integriert sind (Abb. 3). Sie weisen eine kugelige Form auf und sind mit Schraffuren schattiert, wodurch die Plastizität erhöht wird. Die Lavazunge des Pedregal de San Angel (Abb. 3, [7]) kam vom Vulkan Xictle herab.

Eine besondere Stellung nimmt der Cerro de la Estrella (Abb. 3, [9]) ein, der eine über den See weithin sichtbare Orientierungsmarke ist und alle 52 Jahre in der aztekischen Neufener-Zeremonie eine feste Bedeutung hatte. Ob es sich beim Berg Xochitotec tatsächlich um den genannten Vulkan handelt, ist unsicher. Jedenfalls sprechen topographische Lage und gleichnamige Höhengiedlung (Abb. 1) dafür.

## 2.3. Städtische Infrastruktur und Stadtteile

### 2.3.1. Verkehrsstruktur

Die Verbindung Tenochtitlans mit dem Festland zu zeigen, ist eine der wichtigsten Aussagen des Cortés-Plans (Abb. 4): Ein asymmetrisches Gitterwerk von breiten Dammstraßen ging von den Seiten des Tempelbezirks aus. Zum Teil wurden sie von Kanälen unterbrochen, über die feste Brücken und leichte Stege führten.

Die Dammwege waren unterschiedlich ausgebaut. Die südliche Straße (Abb. 4, A) zwischen der Gabelung von Churubusco und Tenochtitlan, welche die Spanier bei ihrem ersten Einmarsch benutzten, hatte kurz vor der Stadt eine einzige Brücke (mehr Durchlässen zeigt die Verbindung Iztapalapa – Mixcoac (Abb. 4, B) am Eingang zum See von Xochimilco), die nach Cortés<sup>34</sup> zehn Schritt breit war. Der Turm auf halbem

<sup>33</sup> E. E. Calnek (s. A 27), L. González Aparicio (s. A 21), E. Baños Ramos, Distribución de cerámicas prehispánicas en Tlatelolco-Tenochtitlan, in: Estudios de cultura nahuatl 23 (1993), S. 224.

<sup>34</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 51.

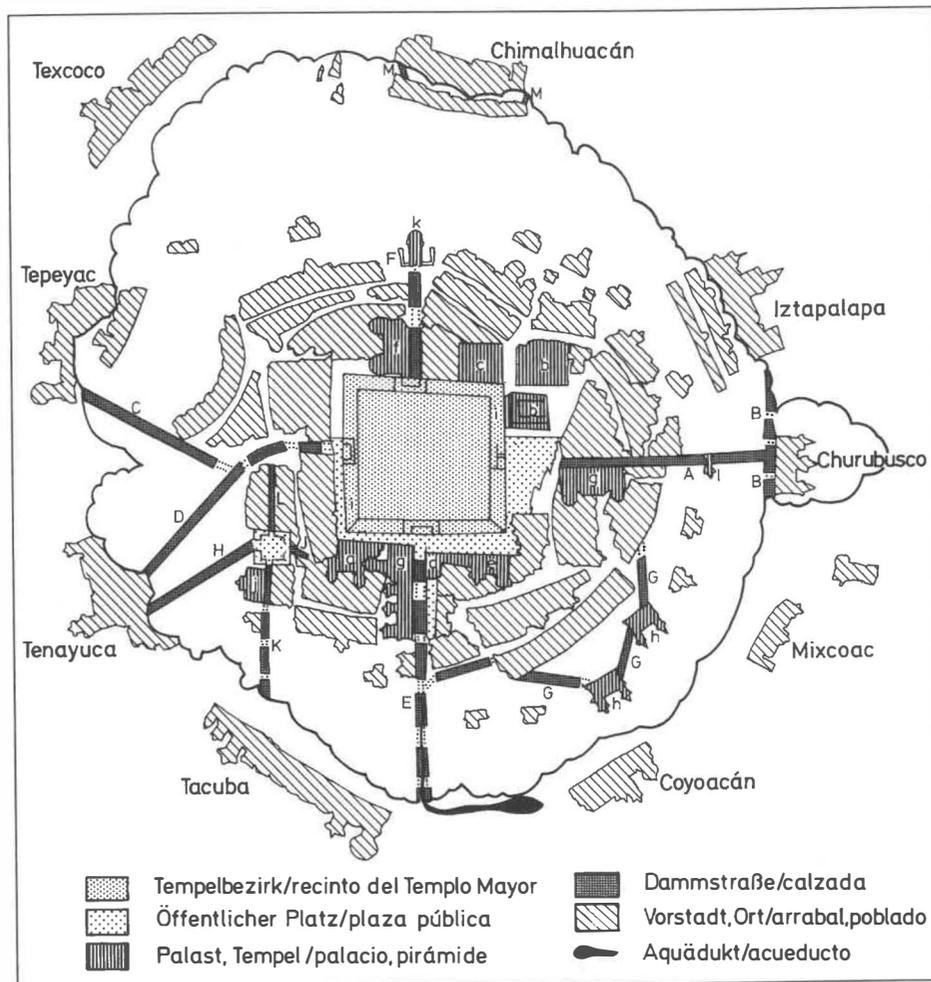


Abb. 4: Elemente der urbanen Struktur des Cortés-Plans (Beschriftung siehe Tabelle 3).

Weg stellt wohl die ummauerte Pyramide von Xoloc dar, gleichzeitig wehrhafter Grenzposten mit zwei Toren.<sup>35</sup>

Der Weg nach Norden Richtung Tepeyacac (Abb. 4, C) zeigt nur in Stadtnähe bis zur Straßengabelung diverse Details. Ob der undifferenzierte, gegen Nordwest abzweigende Straßenast nach Tenayuca (Abb. 4, D) korrekt ist, wird diskutiert.<sup>36</sup> Mög-

<sup>35</sup> Ebda., S. 51.

<sup>36</sup> Vgl. J. W. Schottelius (s. A 22); M. Toussaint (s. A 11), S. 100; J. Fernández, Estudio urbanístico, in: M. Toussaint (s. A 7), S. 110 f.

licherweise ist es aber eine irriige Darstellung. Sechs Brücken weist die westliche Dammstraße (Abb. 4, E) Richtung Tacuba (Tlacopan) auf. Cortés spricht einmal davon,<sup>37</sup> daß es auf diesem Weg acht, ein andermal, daß es sechs oder sieben Kanalbrücken gab.<sup>38</sup> Es waren jedoch sieben, wie Caso belegt und damit den Plan ziemlich bestätigt.<sup>39</sup>

Zwei Brücken zeigt das kurze, östliche Pendant (Abb. 4, F) das bei einem turmförmigen Tempel endet, wo sich auch die Kanu-Lände befand. Der Kartograph hat dies sehr gut beobachtet und sogar den Bootshafen dargestellt. Hier, am Ort Tetamazulco, warfen die Mexica später die Kanone in das Wasser, welche die Spanier bei ihrem ersten Einfall in den Tempelbezirk während der Belagerung Tenochtitlans zurücklassen mußten.<sup>40</sup>

Ein Rundweg aus diversen Dammabschnitten (Abb. 4, G) mit Brücken verbindet die königlichen Erholungsinseln mit ihren Parkanlagen (Abb. 1, 2). Ein Tenochtitlan ähnliches Straßenkreuz zeigt das Nebenzentrum von Tlatelolco: Von den Seiten des Marktplatzes strahlen vier Hauptachsen aus: Eine in Richtung Nordwest gegen Tenayuca; eine kurze nach Süden endet sehr bald vor Tenochtitlan (Abb. 4, H, J). Bei letzterer irrte sich der Kartenmacher über den Verlauf; sie hätte westlich des Zentrums von Tenochtitlan auf die Straße nach Tacuba stoßen müssen.<sup>41</sup> Nach Tacuba führt eine Straße über vier Brücken; ein kurzes Stück Weg quert die Stadtinsel nach Osten (Abb. 4, K, L). Kleine Dammstücke sind bei Chimalhuacán sichtbar (Abb. 4, M).

Tab. 3 (zu Abb. 4): Dammstraßen, Palastanlagen, religiöse Gebäude.<sup>42</sup>

- |   |   |
|---|---|
| A | Damm Tenochtitlan – Churubusco                                |
| B | Dammabschluß des Sees von Tochimilco – Chalco                 |
| C | Dammstraße Tenochtitlan – Tepeyac                             |
| D | Abzweigung Tenochtitlan – Tenayuca (irrtümliche Darstellung?) |
| E | Damm Tenochtitlan – Tacuba                                    |
| F | Kanu-Lände Tetamazulco, mit Dammstraße                        |
| G | Dammabschnitte zwischen den Inseln des Moctezuma              |
| H | Damm Tlatelolco – Tenayuca                                    |
| J | Straße Tlatelolco – Tenochtitlan; endet irrtümlich            |
| K | Dammstraße Tlatelolco – Tacuba                                |
| L | Dammstraße durch die Stadtinsel von Tlatelolco                |
| M | Dammabschnitte von Chimalhuacán                               |

<sup>37</sup> H. Cortés, (s. A 1), S. 81.

<sup>38</sup> Ebda., S. 142.

<sup>39</sup> Vgl. A. Caso (s. A 24), S. 16 f.

<sup>40</sup> Fray B. de Sahagún (s. A 25), XII. Buch, fol. 57 v.

<sup>41</sup> G. García, The true history of the conquest of New Spain By Bernal Díaz del Castillo [...], Translated [...] by A. P. Maudslay, Hakluyt Society, vol II 1910 (Nachdruck Nendeln 1967), S. 342 ff., M. Toussaint, (s. A 11), S. 99 ff.

<sup>42</sup> Vgl. M. Toussaint (s. A 1); J. Fernández (s. A 36), I. Marquina, (s. A 8), S. 4 f.

- a Palast des Cuauhtemoc
- b neuer Palast des Moctezuma
- c Zoologischer Garten des Moctezuma
- d alte Häuser des Moctezuma oder Palast des Axayacatl
- e Palast des Moctezuma
- f unbekannter Palast
- g Palast »Casa de la Celada«
- h Gartenpalast des Moctezuma
- i Schlangenmauer (coatepantli) des Tempelbezirks von Tenochtitlan
- j Tempel von Tlatelolco
- k Tempel der Kröte
- l Befestigte Pyramide von Xoloc

Von Bedeutung war auch die Wasserleitung aus dem Wald von Chapultepec, die über die Dammstraße von Tacuba zur Stadt hereinkam. Alcocer glaubt irrigerweise,<sup>43</sup> den Aquädukt auf dem Hauptplatz zu erkennen; dies liegt aber an der mangelhaften Qualität des Chapultepec-Exemplars.

### 2.3.2. Stadtviertel und Vorstädte

Caso hat dargelegt, wie die Stadt Tenochtitlan sich aus einer Vielzahl von Stadtteilen zusammensetzte.<sup>44</sup> Dieses Muster der sog. *calpullis*, auf Verwandtschaftsbeziehungen basierende eigene Stadtviertel (*barrios*), ist natürlich nicht maßstäblich wiedergegeben. Eine genaue Betrachtung des Cortés-Plans läßt aber deutlich relativ selbständige Siedlungszellen erkennen, die durch *chinampas* und Kanäle/Buchten voneinander getrennt werden (Abb. 4).

Cortés selbst berichtet, daß die Häuser wie Inseln im Wasser standen.<sup>45</sup> Auf diese Weise weitete sich die Stadt aus in den See hinein. In den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts konnten noch viele künstliche Erhöhungen (*tlateles*) im ehemaligen Seeboden erkannt werden,<sup>46</sup> die offensichtlich Fundamente von Häusern im Wasser oder innerhalb von *chinampas* waren. Verschiedentlich hat man die Vorinseln zu fixieren versucht;<sup>47</sup> eine Verifizierung im Cortés-Plan bleibt jedoch in Mutmaßungen stecken.

Die Häuser sind von kubischer Form. Dies entspricht dem Bericht von Cortés,<sup>48</sup> der häufig von der Gefahr berichtet, welche für die spanischen Reiter von den Verteidigern in erhöhter Position auf den Flachdächern Tenochtitlans ausging.

Um den zentralen Tempelbezirk standen die königlichen Gebäude und Häuser des Adels, die komfortabel ausgebaut waren. Cortés berichtet aus der Endphase der Er-

<sup>43</sup> I. Alcocer (s. A 6), S. 12 f., Anm. 16.

<sup>44</sup> A. Caso (s. A 24).

<sup>45</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 136, 144.

<sup>46</sup> O. Apenes, The »tlateles« of Lake Texcoco, in: *American Antiquity* 9 (1944), S. 29 ff.

<sup>47</sup> E. E. Calnek (s. A 27), L. González Aparicio (s. A 21).

<sup>48</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 81, 138.

oberung, als sie den Palast des letzten Königs »Guatimucín« (Cuauhtemoc) anzündeten, von dessen burgartiger Anlage (Abb. 4, a).<sup>49</sup> Deutlich sichtbar ist die Patio-Anlage des Palastes von Moctezuma (Abb. 4, b). Daneben befand sich sein »zoologischer Garten«,<sup>50</sup> den Nicholson<sup>51</sup> beschrieben und analysiert hat. Die Gehege mit Tieren (Vögel, Raubkatzen) und mißgebildeten Menschen sind deutlich zu erkennen (Abb. 4, c). Die unterworfenen Völker und Vasallen hatten eine Art Vertretung in der Hauptstadt, in denen zeitweise eine Delegation wohnte,<sup>52</sup> und so vermehrten sie die repräsentativen Gebäude.

Die zentralen Marktplätze wurden von den Eroberern bestaunt. Es waren große Areale mit Arkaden an den vier Seiten, auf denen gut organisierter, nach Warengruppen geordneter Handel betrieben wurde.

### 2.3.3. Der Bezirk des Großen Tempels

Es muß Cortés während seines Aufenthaltes in der Insel-Stadt klar geworden sein, daß sich das Zentrum des aztekischen Reiches im Tempelbezirk von Tenochtitlan befand (Abb. 1). Die imperiale Macht des mexikanischen Herrschers legitimierte sich mit dem religiösen Auftrag, der von diesem Areal ausging. Aus dem Boden des Tempelbezirks ragten die heiligen Berge der Pyramiden. Auf ihnen wurden der Sonnenlauf alimentiert, der Regen herabgerufen, die kosmische Ordnung am Leben erhalten.<sup>53</sup> Die universale Ordnung hatte sich in Tenochtitlan nach geomantischen Regeln manifestiert.<sup>54</sup>

Sahagún hat in seinem quasi-ethnologischen Werk die aus 78 Bauten bestehende Infrastruktur des Tempelbezirks beschrieben;<sup>55</sup> Cortés überschlägt gut 40 »Türme«.<sup>56</sup> Sein Plan verzeichnet jedoch nur einen Bruchteil dieser sakralen Architektur (Abb. 1): An der (ursprünglichen) Ostseite befindet sich die Hauptpyramide, die Cortés als ein Wunderwerk bestaunt<sup>57</sup> und mit ihren über 100 Stufen<sup>58</sup> höher als den Turm der Hauptkirche in Sevilla einschätzt.<sup>59</sup> Der Plan zeigt auf der linken Pyramidenseite ein Kreuz, was darauf hinweisen mag, daß Cortés in einem ersten missionarischen Eifer Götterbilder die Stufen hinabwarf und sie durch christliche Heiligenbilder ersetzte.<sup>60</sup>

<sup>49</sup> Ebda., S. 155.

<sup>50</sup> Ebda., S. 67.

<sup>51</sup> H. B. Nicholson (s. A 10).

<sup>52</sup> Ebda., S. 65.

<sup>53</sup> E. Matos Moctezuma, *Vida y muerte en el Templo Mayor*, México 1986, S. 69 ff.

<sup>54</sup> M. León-Portilla, *México-Tenochtitlan: su espacio y tiempo sagrados*, México 1978.

<sup>55</sup> Fray B. de Sahagún (s. A 25), II. Buch, fol. 109 v–119 v.

<sup>56</sup> H. Cortés (s. A 1), S. 64.

<sup>57</sup> Ebda.

<sup>58</sup> Ebda., S. 80, 137.

<sup>59</sup> Ebda., S. 64.

<sup>60</sup> Ebda.

Auf der Pyramidenspitze stehen die zwei Tempel des Kriegsgottes Huitzilopochtli und des Regengottes Tlaloc, zwischen denen die aufgehende Sonne hindurchscheint.

Rechts daneben sieht man einen Tempel, der dem Tezcatlipoca geweiht ist.<sup>61</sup> Auf der anderen Seite steht eines der Schädelgerüste (tzompantli), von denen Sahagún sieben nennt. In der Mitte sind die von einer Mauer eingefasste Baumgruppe teutlalpan,<sup>62</sup> ferner ein kopfloses Monster (mit Schlangen in den Händen?) und eine kleine viereckige, nicht identifizierbare Struktur zu erkennen. Auf der (ursprünglichen) Westseite in der Mitte sind ein weiteres Schädel-Gerüst, links und rechts zwei Tempeltürme sichtbar.

Das fast quadratische Tempelareal hatte ca. 400 m lange Längsseiten.<sup>63</sup> Umgeben wurde es von einer Mauer mit Toren, durch welche das Innere von den vier Hauptstraßen betreten wurde. Auffällig ist hier, daß das Tor zum Ost-Damm offensichtlich fehlerhaft an die Straße anschließt.

#### 2.3.4. Die Siedlungen des Festlandes

Die Orte um das Seeufer herum (Abb. 4) sind jene Städte, die sich Cortés als Alliierte anschlossen oder die er unterwarf. Sie liegen, fast symmetrisch angeordnet, meist auf erhöhter Uferposition, von wo aus der See weit zu überblicken war. Ihre kartographische Darstellung ist standardisiert. Die Häuser zeigen einfache Muster, nur die Türme werden vielfach variiert. Einzig Coyoacán wird durch eine Fahne mit dem imperialen Symbol des doppelköpfigen Reichsadlers hervorgehoben.

#### 2.3.5. Kartographischer Stil und künstlerischer Ausdruck

Der Cortés-Plan ist mit europäischen Augen gesehen und mit europäischer Handschrift in Holz geschnitten worden. Konzeptionell handelt es sich um das Muster einer Rad-Karte, bei der sich alles um ein Zentrum dreht, das hier mit dem Bezirk des Großen Tempels gegeben ist. Darüber legt sich eine modernere Struktur, die von einem Betrachter außerhalb der Karte ausgeht.

Die fremde Kultur, die sich mit Tenochtitlan erschloß, wurde aus der eigenen Erfahrung heraus beurteilt und benannt. Ein Beispiel sind die Tempelpyramiden, die Cortés und seine Leute aus dem europäischen Kulturraum nicht kannten. So bezogen sie ihre Erfahrungen aus der spanischen reconquista und nannten daher folgerichtig die indianischen Kultplätze Moscheen (mezquitas). Deren Architektur verglich er mit Türmen, die der unbekannte Holzschnitter für bare Münze nimmt (Abb. 5). Das anonyme Flugblatt von 1522 spricht übertreibend von 400 Türmen.<sup>64</sup> An anderer Stelle

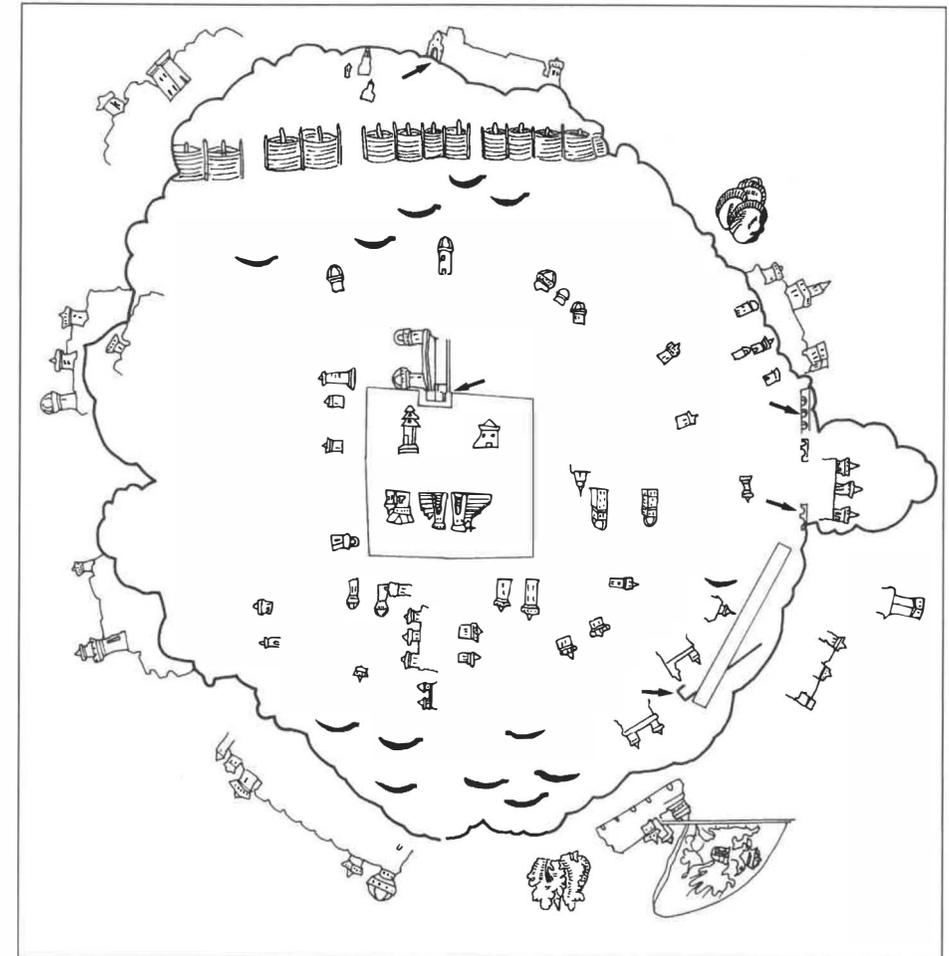


Abb. 5: Stilistische Ausdrucksformen und technische Irrtümer des Graveurs.

wird diese Phantasterei nochmals gesteigert, indem die Hauptpyramide beschreiben wird als »ein grosser pfeyler oder piramis wie ain thuren auff gefürt, welchlicher von erdrich gold vnd gelt vermischtt und gepaut [...] vnd also durch die prob erfundt es sey ain grosser schatz darinn verpaut.«<sup>65</sup>

Der Künstler hat viel Ideenreichtum darauf verwendet, seine Turmvorstellungen zu verwirklichen und eckige wie runde Wehrtürme mit Spitz- und Kuppeldächern nach mittelalterlichen und renaissancezeitlichen Vorbildern zu konstruieren. Derartige

<sup>65</sup> Ebda. S. 42.

<sup>61</sup> M. León-Portilla (s. A 54), S. 82 f.

<sup>62</sup> Fray B. de Sahagún (s. A 25), II. Buch, fol. 111–111 v.

<sup>63</sup> I. Marquina (s. A 8), S. 4.

<sup>64</sup> E. Weller (s. A 13), S. 41.

Turmvarianten waren damals bei europäischen Drucken gang und gäbe.<sup>66</sup> Funktional deuten sie in unserem Plan aber zeremonielle Plätze und Bauten an.

Eine kirchenschiffähnliche Konstruktion mit hoher Vorderfront zeigt das Weichbild von Chimalhuacán. Ein derartige Architektur gab es in Mexico jedoch nicht (Abb. 5). Der Trennungsdeich zwischen der Salz- und Süßwasserlagune wird im Druck als Flechtzaun dargestellt, ohne daß sich der Künstler in der Technik des Flechtens auszukennen scheint. Der Anonymus im genannten Flugblatt interpretiert den Damm dahingehend falsch, die Stadt werde »mitt grossen Holtz pfelen verschrenkt, damit kain Schyff wider jren wyllen zu vnd von in kommen müg«.<sup>67</sup>

Wagner läßt diese Stelle irrtümlich so übersetzen, als solle der Zaun den Aquädukt vor Zusammenstößen mit Schiffen schützen.<sup>68</sup> Er verweist aber darauf, daß diese Dammbeschreibung im zweiten Berichtsbrief nicht vorkommt. Heißt das, daß der Anonymus den Originalplan gesehen haben muß?

Daß die indianische Architektur den Rundbogen nicht kannte, war dem Künstler nicht bewußt, sonst hätte er in die Dammstraße vor Churubusco keine Brückenbögen und in manche Häuser (Chimalhuacán, Coyoacán) keine Türbögen geschnitten (Abb. 5). Die Boote zeigen einen deutlich zugespitzten Bug. Von ihnen berichtet das Flugblatt »man fört mit zyllen [Zillen], die die einlender Canoas neñen«.<sup>69</sup> Zillen sind für den Donaauraum typische Kleinschiffe<sup>70</sup> und verweisen somit auf einen südlichen Herkunftsraum des Flugblatts.<sup>71</sup>

Die Fahne mit dem doppelköpfigen Reichsadler kann nicht in der Ur-Karte gewesen sein. Toussaint und Marquina sind sich über den genauen Ortsnamen ihres Standortes nicht einig.<sup>72</sup> Es dürfte sich aber um den Ort Coyoacán handeln, in dem Cortés bei der Eroberung der Stadt sein Quartier hatte, und wo er während des Wiederaufbaus der Stadt seine Residenz aufschlug. Von dort berichtete er diesen Sachverhalt aber erst im dritten Bericht 1522, als der Tenochtitlan-Plan schon auf dem Weg zum spanischen König war. Die Fahne muß daher später von fremder Hand hinzugefügt worden sein.

Obwohl (wie erwähnt) im Originalholzschnitt keine Fuge zu sehen ist, die darauf hinweisen könnte, daß der zentrale Tempelbezirk gesondert geschnitten wurde, soll wiederholt werden, daß das östliche Tor sich nicht bruchlos an diese Dammstraße

<sup>66</sup> A. Schramm, *Der Bilderschmuck der Frühdrucke*, Bd. XVII: Die Drucker in Nürnberg: 1. Anton Koberger, Leipzig 1934 (Nachdruck Stuttgart 1981), Bd. XVIII: Die Nürnberger Drucker (außer Koberger), Leipzig 1935 (Nachdruck Stuttgart 1982).

<sup>67</sup> E. Weller (s. A 13), S. 41.

<sup>68</sup> H. R. Wagner (s. A 14), S. 206.

<sup>69</sup> Ebda.

<sup>70</sup> W. Mitzka, *Deutsche Bauern- und Fischerboote* (= Wörter und Sachen. Beiheft 6), Heidelberg 1933, S. 21, 33.

<sup>71</sup> J. Grimm / W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 32: Z-Zmasche, Leipzig 1956, Spalten 1273 ff.

<sup>72</sup> M. Toussaint (s. A 11), S. 102; I. Marquina (s. A 8), S. 4f.

anschließt (Abb. 5). Die Verbindung der Torfugen mit der Straßenflucht und den anschließenden langgestreckten Gebäuden ist nicht harmonisch gelungen. Der Beweis, daß dies mit der unterstellten 180 Grad-Drehung des Zentrums zu tun hat, kann aber nicht restlos überzeugend geführt werden.

Ein ›Schnitzer‹ im Wortsinn passierte dem Künstler nahe einer der Erholungsinseln Moctezumas. Hier ist klar sichtbar, daß das Schriftband »Domus ad voluptate [...]« von einem anderen, nicht abgeschlossenen Band unterlegt wird. Ob hier ein Dammabschnitt oder ein kurzes Schriftband unvollendet blieben, oder ob es sich um eine irrtümliche Gravur handelt, kann nicht sicher beantwortet werden.

Toussaint hat ausführliche Überlegungen hinsichtlich des Autors der Ur-Zeichnung angestellt, ohne zu einem abschließenden Ergebnis zu kommen.<sup>73</sup> Beim Autor des Holzschnittes ist es ähnlich. Da die standardisierten Haus- und Turmdarstellungen schwerlich einem Künstler präzise zugeordnet werden dürften, sind die individuellen künstlerischen Formen von Bedeutung. Dies sind, wie Vergleiche bei Schramm leicht erkennen lassen,<sup>74</sup> die Baum-, Fels- und Flechtzaun-Darstellungen sowie die Buchstaben, die eine persönliche Handschrift verraten. Auf diese Spur sollte in Zukunft bei der Suche nach dem Künstler geachtet werden.

### 3. Ungereimtheiten in der Datierung des Plans

Das Buch »Praeclara Ferdinandi Cortesii de Nova maris Oceani Hispania [...] Nurembergae 1524« muß in geringer Stückzahl gedruckt worden sein, denn schon 1753 zählt es Vogt<sup>75</sup> unter die sehr seltenen Publikationen.<sup>76</sup> In den konsultierten Bibliotheken (Tab. 4) sind bisher zwölf Exemplare der »Praeclara Ferdinandi Cortesii [...]« nachgewiesen. Allerdings ist in nur vier Büchern, in einem der Universitätsbibliothek München, in jenem der Biblioteca Colombina Sevilla<sup>77</sup> und in zweien aus der Österreichischen Nationalbibliothek Wien<sup>78</sup> (das aus der Kartensammlung ist sogar koloriert) je ein Druck des Cortés-Planes enthalten. In allen anderen Exemplaren fehlt er. Probleme ergeben sich zusätzlich dadurch, daß die Papiersorten von Plan und Buch nicht die gleichen sind; dies gilt für das Sevillaner<sup>79</sup> wie für das Münchner Exemplar

<sup>73</sup> M. Toussaint (s. A 11), S. 95 ff.

<sup>74</sup> A. Schramm (s. A 66).

<sup>75</sup> J. Vogt, *Catalogus historico-criticus librorum rariorum* [...] Hamburgum 1753, 4. ed., S. 217 f.

<sup>76</sup> Die erste Ausgabe von J. Vogt, die sich in der bayerischen Staatsbibliothek befinden müßte, konnte nicht gefunden werden.

<sup>77</sup> J. Gil, *Mundo Viejo – Mundo Nuevo. Selección de mapas del siglo XVI*, Sevilla o.J., S. 61 ff. Freundl. Mitteilung der Direktorin Frau Nuria Casquete de Prado Sagrera vom 17. 10. 1996.

<sup>78</sup> In der Kartensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek ist ein Buchexemplar mit einem kolorierten Kartenexemplar (unter Sign. 394.471–C.K.), im Prunksaal ein 2. Buchexemplar mit einer schwarz-weißen Karte (unter Sign. 563.B.12 (3)) vorhanden; freundl. Auskunft von Dr. Helga Hühnel vom 4. 2. 1997.

<sup>79</sup> Laut briefl. Mitteilung vom 17. 12. 1996.

Tab. 4: Nachgewiesene Exemplare von »Praeclara Ferdinandi Cortesii [...]« und des sog. Cortés-Plans (Stand Februar 1997):

Standort	Buchexemplar	Kartenexemplare
Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg	1	–
Staatsbibliothek München	1	–
	(1 Ex. verschollen)	
Studienbibliothek Dillingen	1	–
Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg	1	–
Universitätsbibliothek München	2	1
Österreichische Nationalbibliothek Wien	2	2
Archivo de Indias Sevilla	–	–
Biblioteca Colombina Sevilla	1	1
Biblioteca Nazionale Marciana Venedig	3	–

(die Wiener Exemplare sind nicht untersucht). Auch die Letter-Typen sind unterschiedlich: Das Wasserzeichen<sup>80</sup> des Cortés-Plans ist in die Zeit von 1508–1513 zu datieren, jenes des Buch-Papiers in die Zeit von 1522–1525.<sup>81</sup> Damit ist nun fast sicher, daß das Buch »Praeclara Ferdinandi Cortesii [...]« und der Plan von Tenochtitlan zwar im gleichen Zeitraum gedruckt wurden. Andererseits weist ein Wasserzeichen des Buch-Papiers nach Nürnberg, aber jenes des Plan-Papiers gehört wohl nach Udine/Italien.<sup>82</sup> Wie ist dieser time-lag zwischen Papierherstellung und Druck des Cortés-Plans und wie der space-lag zwischen Udine und Nürnberg zu erklären? Ob dafür Lagerhaltung und Handelsverbindungen als Gründe genügen? Und woher kommt diese Diskrepanz zwischen der Zahl der Buch- und der Kartenexemplare? Auch dies muß offen bleiben.

Ein weiteres Exemplar der Karte schien sich im Museo Nacional de Historia de Chapultepec der Stadt Mexiko zu befinden.<sup>83</sup> Alcocer gab allerdings Anlaß zur Vermutung, daß es sich hierbei nur um ein fehlerhaftes Faksimile handeln könne.<sup>84</sup> Er gibt an, sich einer Publikation aus einer amerikanischen Bibliographie aus London von 1855 bedient zu haben. Ein Faksimile soll nach Mexiko gebracht und an Orozco y Berra gelangt sein. Eine Anfrage an dieses nationale Geschichtsmuseum in Mexico-Stadt ergab, daß es sich um eine Reproduktion aus der Mitte des 19. Jahrhunderts

<sup>80</sup> Ich danke vielmals Herrn Dr. Wolfgang Müller von der Universitätsbibliothek München für die präzise Bestimmung (Mitteilung vom 25. 9. 1996) wie auch für seine sonstigen zahlreichen Ratschläge bei dieser Forschungsarbeit.

<sup>81</sup> G. Piccard, Die Wasserzeichenkartei Piccard im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Stuttgart, Bd. VI, 1978, S. 39, Nr. 374.

<sup>82</sup> G. Piccard (s. A 80), Bd. 1, 1961, S. 120, Nr. 31.

<sup>83</sup> C. Martínez Marín, Los primeros tiempos de Nueva España, in: Historia de México, Bd. 4 (1974), S. 182.

<sup>84</sup> I. Alcocer (s. A 6), S. 10.

handelt.<sup>85</sup> Diese Kopie weist gegenüber dem Münchner Original Varianten in der Beschriftung (z. B. Muteema und Muteezuna statt Muteezuma, Templil statt Templum) und Abweichungen in graphischen Feinheiten (Wellenformen, Brücke vor Churubusco, »Aquädukt« auf dem Hauptplatz) auf. Wie ein Vergleich mit den Abbildungen bei Alcocer<sup>86</sup> und Toussaint<sup>87</sup> zeigt, haben diese das Exemplar aus Chapultepec (und Toussaint zusätzlich wohl das Sevillaner Original?) verwendet, offensichtlich ohne auf diese Unterschiede aufmerksam zu werden.<sup>88</sup>

#### 4. Über die Komposition der Cortés-Karte

Es wurde bereits erwähnt, daß die auf den ersten Augenblick verzerrte Darstellung zu einer Geringschätzung des Plans geführt hatte. Dazu kam die relative Überfrachtung mit graphischen Feinheiten. Letztlich wird man dem Plan aber nur dann gerecht, wenn der Darstellung primär keine topographisch-realistische, sondern eine funktionale Absicht zuerkannt wird (Abb. 6).

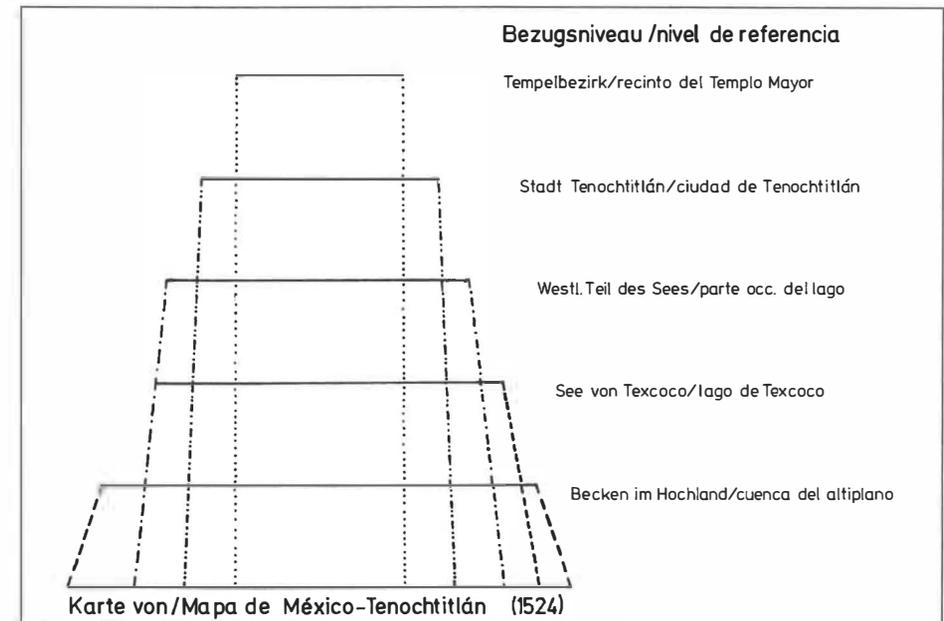


Abb. 6: Bezugsniveau in der kartographischen Darstellung.

<sup>85</sup> Freundliche Mitteilung der Techn. Subdirektorin Frau Lic. Maricela Fonseca Larios vom 2. 4. 1996.

<sup>86</sup> I. Alcocer (s. A 6), S. 12 ff.

<sup>87</sup> M. Toussaint (s. A 11), Abb. 13 u. 14.

<sup>88</sup> Die Vermutung, daß sich ein Exemplar des Cortés-Plans im Archivo General de Indias von Sevilla befindet, hat sich nicht bestätigt; Mitteilung des Direktors Herrn Pedro González García vom 13. 5. 1996.

In einer hierarchischen Gliederung von Bezugsebenen wird die Bedeutung des imperialen Zentrums Tenochtitlan herausgestellt. Im Becken des Hochlandes von Anahuac lag der See von Texcoco, dessen wichtigste Seite die westliche war – vom Ostteil durch den »Deich der Indios« getrennt. So gesehen war gegenüber dieser bedeutsamen Lagune der Nachbarsee von Chalco nur eine naturgeographische Arabeske.

Tenochtitlan als Zentrum dieses westlichen Teilsees wird als Nabel der aztekischen Welt erkannt. In diesem amphibischen Gebilde zwischen Wasser und Festland, das über präzise dokumentierte Verbindungswege vom Festland aus zu erreichen war, lag die pompöse Welt des Mexica-Adels. Tlatelolco bildete zur Zeit der spanischen Eroberung nur ein Anhängsel, dessen historische Blüte und Selbständigkeit schon zur Aztekenzeit vergangen war.

Die Macht des aztekischen Imperiums ging vom Tempelbezirk aus: Auf diesem Platz, in dieser Umgebung verbanden sich vitale Lebensphilosophie und terrorisierender Totenkult zu imperialer Gewalt. Der Cortés-Plan ist somit kein topographischer oder urbaner Plan im engeren Sinn, er ist Interpretation eines Staatsgefüges und einer Staatslegitimation. Dies wird durch das Epigramm, das mit Hexameter und Pentameter das kartographische Ensemble (Abb. 1) begleitet, deutlich unterstrichen:

*Res fuerat quondam praestans, & [et] Gloria summa  
Orbis subiectus Caesaris Imperio.  
Hic longe praestat, cuius nunc Orbis Eous,  
Et Novus, atque alter panditur Auspitijs [sic].*

*Ein Reich bestand früher, glänzend und von höchstem Ruhm:  
Der Erdkreis der Herrschaft Cäsars untertan.  
Dieser [Kaiser] aber ist glänzender: dessen heutiger Erdkreis, der östliche  
sowie der neue und andersartige, öffnet sich seiner Herrschaft.*

Der Vergleich mit dem römischen Reich, das letztlich übertroffen wird, ist bewußt gezogen. Bruch mit der einen, der »alten« Welt und Versuch, eine andere zu schaffen, hat Octavio Paz es im Zusammenhang mit seinem Konzept der Einsamkeit genannt.<sup>89</sup>

##### 5. Eine bisher unbekannte Bearbeitung des Cortés-Plans

Der Cortés-Plan muß eine große Faszination auf die damalige europäische gebildete Welt gehabt haben. Denn er regte viele andere Künstler an, ihn zu kopieren und dabei zu verändern. Besonders italienische Künstler haben sehr bald diesen Plan ver-

<sup>89</sup> O. Paz, *El laberinto de la soledad*, 2. Aufl., México 1987, S. 184.



Abb. 7: Anonyme Umarbeitung des Cortés-Plans nach einer Vorlage von Porcaccho (nach dem Exemplar in der Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg).

breitet. Ein recht wenig bekannter Kopist war Tommaso Porcaccho (gest. 1585 in Venedig), der einen bearbeiteten Tenochtitlan-Plan hinterließ.<sup>90</sup>

Diese Vorlage wurde abermals umkonstruiert, was ein anonymes, 5,7 x 7,3 cm großes Druck, von dem ein Exemplar in der Universitätsbibliothek Erlangen existiert, belegt<sup>91</sup> (Abb. 7). Diese Darstellung lehnt sich eng an die italienische Vorlage an. Besonders auffällig sind diverse Fehlinterpretationen Porcacchos, die der anonyme Holzschneider übernimmt:

- Einmal ist es eine seitenverkehrte Lage der Insel und der Dämme, wie sie Toussaint in seiner Varianten-Sammlung noch nicht verzeichnet.<sup>92</sup>
- Dann wird der Aquädukt als Bach oder Fluß mißdeutet, der neben der Dammstraße von Tacuba in den See mündet.

<sup>90</sup> F. Benitez (s. A 12), S. 180 f.

<sup>91</sup> Archiv-Sign. A SP 53; Hinweis von Sigrid Kohlmann, Handschriftenabteilung.

<sup>92</sup> M. Toussaint (s. A 1), S. 104.

- c) Die Wellen aus den Toren des Flechtdammes werden nicht als solche erkannt, sondern als Torbögen interpretiert.
- d) Der Marktplatz von Tlatelolco weist bei Porcaccho ein Wasserloch auf. Der Anonymus macht daraus (je nach Blickwinkel und Lichteinfall) ein leeres Loch oder eine Kuppe.
- e) Die interessanteste Fehldeutung nehmen beide Autoren mit dem Golf von Mexiko vor. Er liegt in der Cortés-Karte (Abb. 1) graphisch neben dem Tenochtitlan-Plan, ohne mit diesem verbunden zu sein. Porcaccho und der Anonymus machen aber den Golf zum Nebensee der Lagune von Texcoco und lassen ihn von einem Kanu (einer Zille) befahren. Diese irreführende Deutung zeigt kein anderer bisher bekannter Druck.
- Allerdings verzeichnen beide Autoren eine Zick-zack-Linie um den Tempelbezirk, die der Cortés-Plan nicht zeigt und die ein Hinweis auf die Schlangenmauer *coatepantli* sein dürfte.

#### 6. Zusammenfassung

Dadurch, daß der Aufbau des sog. Cortés-Plan in mehrere Schichten zerlegt wird, werden neue Aussagen und vertiefte Einsichten ermöglicht: So wird die Beschriftung einer eingehenden Analyse unterzogen, wodurch die Hauptorientierungsrichtung Osten festgelegt wird. Das aus der systematischen Ordnung herausfallende Zentrum wird aus unbekanntem Grund als auf den Kopf gestellt interpretiert. Eine 180 Grad-Drehung des Tempelbezirks läßt die Mehrzahl der Schriften und die Position der Hauptpyramide an die orthographisch wie topographisch richtigen Stellen zurückkehren.

Die physisch-geographischen Landschaftselemente zeigen ausführlich die amphibische Situation der Stadt inmitten des Sees von Texcoco. Künstliches Gartenland der *chinampas* erweiterte die Nutz- und Siedlungsfläche der Hauptinsel. Auffällige Wald- und Parksignaturen verweisen auf die Wertschätzung von Bäumen und Gartenanlagen. Detaillierte morphologisch-topographische Kenntnisse des Kartographen der Ur-Aufnahme sind mit Inseln, Bergen, Felsen und Lagunenbuchten dokumentiert.

Die urbane Infrastruktur zeigt deutlich die Anbindung an das Festland, die Gliederung in zentrale und periphere Siedlungszellen wie den architektonischen Ausbau des Stadtkerns. Der Tempelbezirk erscheint als das dominante baulich-funktionale Element. Der kartographische Stil verrät die europäische Sehweise. Neben tradierten Darstellungstechniken werden aber auch individuelle Ausdrucksformen sichtbar, welche auf die Künstlerpersönlichkeit des Holzschneiders verweisen.

Bisher sind erst vier Original Exemplare des Cortés-Plans in vier von zwölf Exemplaren der in lateinischer Sprache 1524 in Nürnberg gedruckten Briefe Cortés' bekannt. Daß Publikation und Plan zusammengehören, ist so gut wie sicher. Allerdings

irritiert die unterschiedliche Zahl von Büchern und Kartendruckern. Auch Detailfragen der Druckgeschichte sind noch nicht völlig gelöst. Ferner ist der Tenochtitlan-Plan nicht als präzises topographisches Werk aufzufassen. Vielmehr wird in einer abgestuften Hierarchie von Beobachtungsebenen die funktionale Bedeutung der Stadt und des Tempelbezirks herausgehoben. Der Plan verweist auf die religiöse Legitimation imperialer Größe und auf das Bewußtsein, mit der Eroberung Mexikos ein neues weltumspannendes Reich geschaffen zu haben.

Schließlich wird ein bisher nicht publizierter Druck eines anonymen Künstlers vorgestellt, der eine vorangehende Bearbeitung von Porcaccho aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts erneut interpretiert. Auf spezifische Fehler und Eigenheiten des künstlerischen Ausdrucks wird aufmerksam gemacht.

#### Nachtrag

Während obiger Beitrag im Druck war, haben sich neue überraschende Erkenntnisse der Editions-geschichte des Cortés-Plans ergeben, die es verdienen, hier vermerkt zu werden:

Bei einem Besuch in der Österreichischen Nationalbibliothek von Wien konnte der kolorierte Plan aus der Kartensammlung begutachtet werden: Er ist nicht auf Papier, sondern auf feinem Leder gedruckt. Die Feinheit des Druckes sowie die farbliche Ausführung in Grün, Rot, Ocker, Hell- und Dunkelblau sowie Grau und goldene Konturlinien zeigen, daß dieses prächtige Original zur kaiserlichen Bibliothek gehörte. Ferner ist die Widmung »Res fuerat quondam [...]«, die auf den übrigen Papierexemplaren aufgedruckt ist, bei diesem Exemplar von Hand auf noch gut sichtbare Bleistiftlinien geschrieben worden. Interessant ist auch, daß der Maler in die beigegebene Golf-Skizze Zillen eingezeichnet hat. Ohne Zweifel handelt es sich bei diesem Wiener Objekt um die Ur-Ausgabe des Cortés-Plans.

Ferner teilte The Newberry Library von Chicago mit Schreiben vom 24. April 1997 auf Anfrage mit, daß sich in ihren Beständen drei Exemplare des 1524 in Nürnberg gedruckten Werkes »Praeclara Ferdinandi Cortesii [...]« befinden. Zweien sei je ein auf Papier gedruckter Cortés-Plan beigegeben, und einer dieser beiden sei koloriert! Damit erhöht sich die Zahl der bekannten Buchexemplare auf fünfzehn und die der Pläne auf sechs, von denen zwei koloriert sind.

Jörg Stabenow

## Stadtfragmente, Planungsspuren. Die Chemnitzer Innenstadt im Wiederaufbau 1946–1959

Chemnitz ging aus dem Krieg hervor als eine in Fragmente zerlegte Stadt. Zerstört war nicht allein die City, sondern auch der Kranz der inneren Vorstädte. Den äußeren, der Vernichtung entgangenen Quartieren fehlte nun die Mitte, die sie untereinander verband. Die spärlichen, im Zentrum erhaltenen Reste der Vorkriegsbebauung waren ihres Kontexts beraubt. Der Wiederaufbau hat dem Vorhandenen weitere Fragmente hinzugefügt. Im Wechsel der städtebaulichen Leitbilder entstanden inselartige Bereiche, die jeweils eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen und durch unbebaute Zonen voneinander getrennt sind. Erst vor dem Horizont der jeweiligen Gesamtplanung erschließt sich die städtebauliche Bedeutung des einzelnen Eingriffs. Die wichtigsten Weichenstellungen für die Zentrumsbebauung fallen in die Jahre 1946–1959. Für diesen Zeitraum soll hier eine Rekonstruktion des Planungsgeschehens unternommen werden.<sup>1</sup>

Die Stadt Chemnitz liegt am Nordrand des Erzgebirges in einem Talkessel, der in nördlicher Richtung vom Chemnitzfluß durchquert wird. Mehrere Nebenflüßchen streben in radialem Verlauf dem Mittelpunkt des Kessels zu. Im Zuge der Industrialisierung entwickelte sich Chemnitz zum »Sächsischen Manchester«; der Boom des 19. Jahrhunderts gab der Stadt ihr Gesicht. Den kleinen, in seiner Struktur mittelalterlichen Stadtkern umschloß damals ein breiter Gürtel dicht bebauter Vorstädte. Neue Quartiere schoben sich in die Seitentäler hinein und breiteten sich über die benachbarten Höhenrücken aus. Am Nordrand der Altstadt bildete sich ein großstädtisches Geschäftszentrum, und im Bereich des »Rings« und entlang der Königstraße (heute Straße der Nationen) entstanden Kaufhäuser, Banken und Hotels. Die Jahre der Weimarer Republik fügten dem gründerzeitlich geprägten Bild der Innenstadt eine kleine Zahl prominenter Einzelbauten hinzu. Stadtbaurat Fred Otto entwarf das

<sup>1</sup> Aspekte der Chemnitzer Wiederaufbauplanung sind behandelt in: *K. von Beyme*, Der Wiederaufbau. Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten, München 1987, S. 313; *T. Topfstedt*, Städtebau in der DDR 1955–1971, Leipzig 1988, S. 90–93; *ders.*, Die Entwicklung des Städtebaus in der DDR und der Neuaufbau von Chemnitz in den fünfziger und sechziger Jahren, in: Chemnitz – das Gesicht einer Industriestadt. Kolloquium am 28. Oktober 1995, hrsg. vom Kulturamt der Stadt Chemnitz, Chemnitz 1996, S. 34–41; *G. Glaser*, Das Karl-Marx-Forum in Chemnitz. Wandel einer Planung, Bedeutung für die Nachwelt. Wie gehen wir heute damit um?, in: Verfallen und vergessen oder aufgehoben und geschützt? Architektur und Städtebau der DDR. Dokumentation der Tagung des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz am 15./16. Mai 1995 in Berlin, S. 52–60.

Schwimmbad an der Müllerstraße (1928–35), der Berliner Architekt Heinrich Straumer baute die Dresdner Bank am Johannisplatz (1922–24), Erich Mendelsohn errichtete mit dem Warenhaus Schocken an der Brückenstraße (1929–30) ein Hauptwerk der Epoche. In den Bombardements des 5. März 1945 sank das Chemnitzer Zentrum in Schutt und Asche. Sechs Quadratkilometer bebauter Fläche lagen in Trümmern.

Die beiden für die städtebauliche Koordination des Wiederaufbaus in den vierziger und fünfziger Jahren maßgebenden Planer heißen Georg Funk und Werner Oehme. Der 1901 geborene Funk war seit 1926 im Chemnitzer Stadterweiterungsamt tätig, ab 1936 als dessen Leiter.<sup>2</sup> 1946 wurde er Stadtbaudirektor und damit Chef der gesamten Bauverwaltung. Ende 1949 nahm er einen Ruf an den Lehrstuhl für Städtebau der Technischen Hochschule Dresden an. Während der fünfziger Jahre schaltete er sich von Dresden aus mehrfach in die Chemnitzer Planungsdiskussion ein. Werner Oehme, Jahrgang 1912, war 1946 in das Chemnitzer Stadtplanungsamt eingetreten.<sup>3</sup> Nach dem Ausscheiden Funks übernahm er schrittweise dessen Kompetenzen, zunächst als Leiter der Entwurfsabteilung innerhalb der Hauptabteilung Städtebau, ab 1952 als Direktor des neugeschaffenen Dezernats für Aufbau, Industrie und Verkehr. Im April 1953 wechselte Oehme nach Potsdam zum »Generalprojektanten der ersten sozialistischen Stadt«, um dort die »Entwurfsgruppe Stadtplanung StalinStadt« zu leiten. Nach einem kurzen Arbeitsaufenthalt in Dresden kehrte er im Mai 1954 als Entwurfsleiter in die Abteilung Aufbau der Stadt Chemnitz zurück, die nun Karl-Marx-Stadt hieß. Im August 1955 erhielt er die damals nach sowjetischem Vorbild eingerichtete Position des Chefarchitekten. Im August 1958 verließ Oehme die DDR.<sup>4</sup> Sein Weggang fällt zusammen mit einer scharfen Zäsur in der Zentrumsplanung von Karl-Marx-Stadt. Als Nachfolger Oehmes wurde dessen Mitarbeiter Walter Pester zum Stadtarchitekten berufen.<sup>5</sup>

### I

Wie in der gesamten Sowjetischen Besatzungszone waren auch in Chemnitz die Anstrengungen der ersten Nachkriegsjahre darauf konzentriert, Trümmer zu beseitigen und kriegsbeschädigte Gebäude wieder bewohnbar zu machen. Die knappen Baustoffe standen zunächst nur für den Industriebau zur Verfügung. Aus Experimenten

<sup>2</sup> *Stadtarchiv Chemnitz*, Rat der Stadt Chemnitz / Karl-Marx-Stadt 1945–90 (im folgenden: *StACh*, Rat 45–90), PA 294.

<sup>3</sup> *StACh*, Rat 45–90, PA 295.

<sup>4</sup> Die Personalakte Oehmes im Stadtarchiv Chemnitz enthält die Abschrift eines Zeitungsberichts vom 12. 9. 1958 über Oehmes Weggang, der damals bereits einige Wochen zurückgelegen haben soll. In dem Artikel heißt es, Oehme habe eine Anstellung als Architekt beim Rat der Stadt Stuttgart gefunden.

<sup>5</sup> Pester wurde 1964 als Stadtarchitekt durch Lothar Hahn abgelöst, der ebenfalls bereits unter Oehme im Stadtplanungsamt gearbeitet hatte.

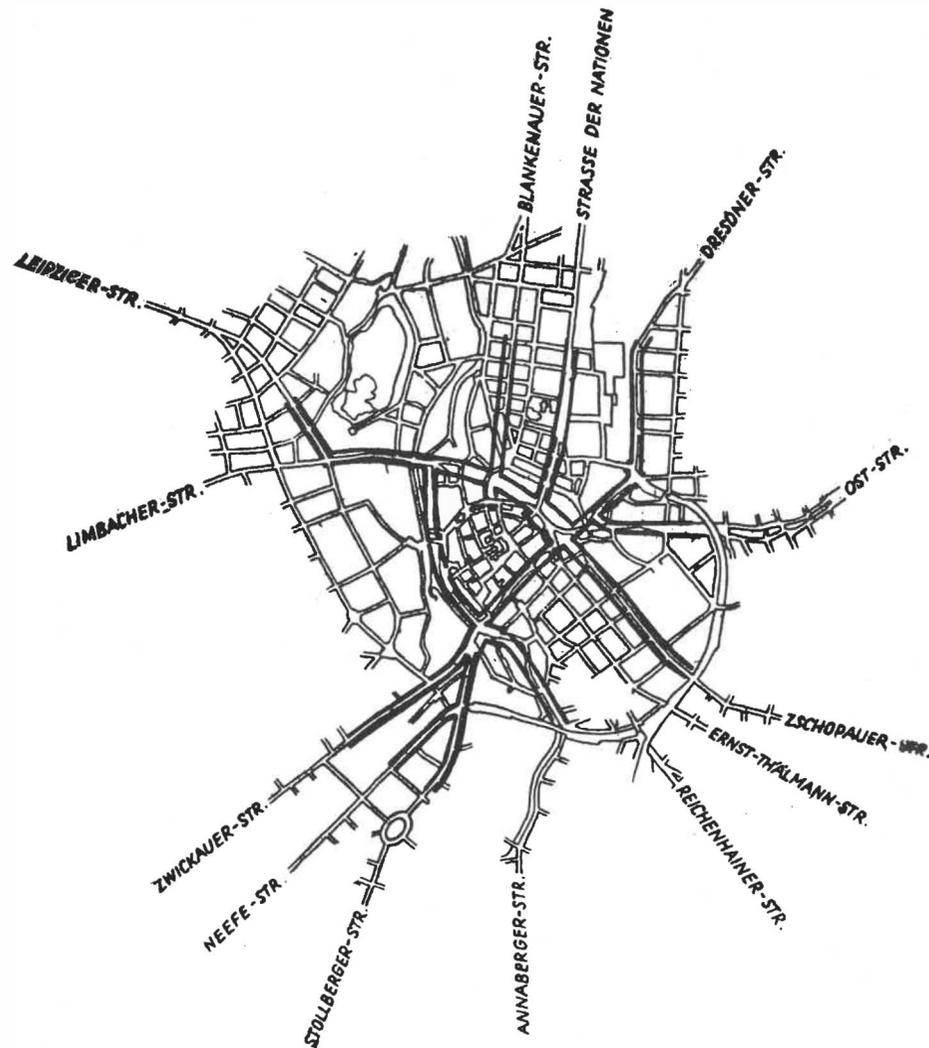


Abb. 1: Plan für die Neugestaltung der Chemnitzer Innenstadt 1946, aus: Großer Wiederaufbauplan der Stadt Chemnitz, Chemnitz 1946.

mit materialsparenden Bauweisen ging das »Chemnitzer Gewölbehaus« hervor, dessen Geschoßdecken mit Hilfe eines Aschebindemittels in Wölbertechnik hergestellt wurden.<sup>6</sup> In einem 1946/47 ausgeführten Versuchsbau bewährte sich das Verfahren. Jedoch nicht vor 1950 konnten die ersten in Gewölbebauweise errichteten Wohnhäuser an der Planitzstraße (heute Heinrich-Schütz-Straße) bezogen werden. Neben der

<sup>6</sup> Über das »Chemnitzer Gewölbehaus«: *StACh*, Rat 45–90, 4268 u. 5832.

bautechnischen Grundlagenarbeit begann die konzeptionelle Vorbereitung des Wiederaufbaus. Der Entwurf für die Neugestaltung der Chemnitzer Innenstadt, den Georg Funk 1946 präsentierte, beschränkt sich weitgehend auf die Lösung von Verkehrsproblemen (Abb. 1).<sup>7</sup> Der Plan sieht vor, die wichtigsten Einfallstraßen quer durch das Zentrum miteinander kurzzuschließen. Die Verbindungen Zwickauer Straße – Lange Straße – Dresdner Straße und Leipziger Straße – Hartmannstraße – Zschopauer Straße bilden ein großes Straßenkreuz, das von einem dritten Verkehrsband, der parallel zum Chemnitzfluß verlängerten Annaberger Straße, geschnitten wird. So entsteht ein zentrales Verkehrsdreieck, das die historische Kreisform des Stadtkerns überlagert. Die Suche nach einem »einprägsamen Verkehrsbild« auf der Grundlage der vom Stadtplanungsamt vorbereiteten Lösung war auch die Hauptaufgabe eines 1946 ausgeschriebenen städtebaulichen Wettbewerbs, zu dem 150 Beiträge eingingen.<sup>8</sup> Es überrascht nicht, daß der Stadtbaudirektor das Wettbewerbsergebnis als Bestätigung seines Plans deutete. In der Folgezeit erweiterte er sein Verkehrskonzept um den Gedanken einer fortschreitenden Durchgrünung. Funks planerischer Pragmatismus kommt ohne formales Leitbild aus. Die Stadtgestalt bestimmt er gewissermaßen negativ als das, was nach Verwirklichung des Verkehrs- und Grünplans noch übrig bleibt. Zur Bebauungsform macht Funk nur summarische Angaben.<sup>9</sup> Im Innenstadtbereich befürwortet er geschlossene Blockränder, möchte jedoch Blöcke zusammenlegen und Geschosshöhen reduzieren. Die geplante Herabzonung begründet er mit einer pessimistischen Bevölkerungsprognose.

## II

War bis zur Gründung der DDR die Wiederaufbauplanung eine Angelegenheit städtischer Fachbehörden gewesen, kam es ab 1949 zu einer Zentralisierung der städtebaulichen Kompetenzen.<sup>10</sup> Seither unterlag auch in Chemnitz die örtliche Planung der wachsenden Einflußnahme staatlicher Institutionen, deren Vertreter Richtlinien her-

<sup>7</sup> G. Funk, Die Neugestaltung der Chemnitzer Innenstadt, in: Großer Wiederaufbauplan der Stadt Chemnitz, Chemnitz 1946, S. 17–21; vgl. auch: So entsteht das neue Chemnitz, in: Der Bauhelfer, 1946, H. 3, S. 25. Zur Weiterbearbeitung des Plans: Eine Stadt hilft sich selbst! Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der Stadtverwaltung Chemnitz im Jahre 1948, Chemnitz 1949, S. 11–16.

<sup>8</sup> Die Ausschreibungsunterlagen enthält: *StACh*, Rat 45–90, 7259. Ein Wettbewerbsbeitrag ist publiziert in: P. Baumgarten. Bauten und Projekte 1924–1981, Ausst.-Kat. Akademie der Künste, Berlin 1988, S. 142.

<sup>9</sup> Funk äußerte sich hierzu in einer von W. Oehme protokollierten Diskussion mit Architekten am 16. Juni 1949, *StACh*, Rat 45–90, 7278; vgl. auch: Verhandlungsberichte der Stadtverordneten zu Chemnitz 1949, Außerordentliche nichtöffentliche Arbeitstagung der Stadtverordneten, Bürgerchaftsvertreter und interessierten Gäste am 9. Juni, S. 63–69. Funk beruft sich hier auf die Charta von Athen.

<sup>10</sup> Zum folgenden ausführlich: J. Düwel, Baukunst voran! Architektur und Städtebau in der SBZ/DDR, Berlin 1995.

ausgaben, Konsultationen anberaumten und vor Ort Entscheidungen trafen. Mit der Staatsgründung wurde das Ministerium für Aufbau gebildet, dessen Hauptabteilung Bauwesen unter Walter Pisternik für Fragen städtebaulicher Planung zuständig war. Dem Aufbauministerium unterstand die 1951 eingerichtete Deutsche Bauakademie, deren von Kurt W. Leucht geleitetes Institut für Städtebau auch die Chemnitzer Planungen kritisch begleitete. Ein weiteres mit dem Wiederaufbau in Chemnitz befaßtes Gremium war der Beirat für Bauwesen beim Ministerat der DDR, in dem die prominentesten Architekturfunktionäre des Landes versammelt waren. Edmund Collein, Vizepräsident der Deutschen Bauakademie, versah zugleich die Funktion eines Präsidenten des Beirats für Bauwesen. Als programmatischer Rahmen für die Planungsarbeit dienten die 1950 formulierten »Sechzehn Grundsätze des Städtebaus«.<sup>11</sup> Sie orientierten den Städtebau in der DDR – in scharfer Abgrenzung von den im Westen Deutschlands vorherrschenden Positionen – auf das Ideal einer kompakten, als Werk der Baukunst verstandenen Stadt, die mit den Mitteln monumentaler Architektur und in Anknüpfung an historisch gewachsene Strukturen das politische und nationale Bewußtsein ihrer Bewohner repräsentierte. Noch im selben Jahr verabschiedete die Volkskammer ein Aufbaugesetz. Der Gesetzestext nennt Chemnitz als eine von acht Aufbaustädten höchster Priorität.<sup>12</sup> Faktisch stand jedoch die Stadt während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre nicht an der Spitze der Aufbauhierarchie.

Trotz der gewandelten Bedingungen blieb der unter Georg Funk erarbeitete Rahmenplan zunächst in Kraft. Ausdruck des neuen politischen Anspruchs war ein »Demonstrationsplan«, der dem beibehaltenen Verkehrsplan unterlegt wurde.<sup>13</sup> Er definierte den Stadtraum als Schauplatz politischer Kundgebungen. Zielpunkt der ritualisierten Aufmärsche waren der »Zentrale Platz« und das ihn beherrschende »Haus der Kultur«, die als neue Elemente die bisherige Wiederaufbauplanung ergänzten. Ihnen galten die planerischen Anstrengungen der frühen fünfziger Jahre. Als Ort des Zentralen Platzes wurde die Fläche zwischen Rathaus und neuem Hauptstraßenkreuz bestimmt. Zwei Wettbewerbe, ausgeschrieben im Herbst 1951 und im Herbst 1952, hatten die Gestaltung der Platzanlage zum Thema.<sup>14</sup> Im Oktober 1952, kurz nachdem

<sup>11</sup> L. Bolz, Von Deutschem Bauen. Reden und Aufsätze, Berlin 1951, S. 32 ff. Nachdruck in: J. Düwel (s. A 10), S. 85–92.

<sup>12</sup> T. Topfstedt, Städtebau (s. A 1), S. 163, Anm. 63.

<sup>13</sup> Der Demonstrationsplan war Bestandteil der »Grundakte der Städtebaulichen Planung« (1952): StACh, Rat 45–90, 11120. Weitere, z. T. unvollständige Exemplare der »Grundakte«: Bundesarchiv (im folgenden: BA), DH 1 39173, DH 2 II/07–86 und DH 2 II/07–113.

<sup>14</sup> Ein Resümee des ersten und zweiten Wettbewerbs enthält der Bericht über eine Arbeitsbesprechung mit den Teilnehmern des dritten Wettbewerbs am 5. 11. 1953: BA, DH 1 38565. Im zweiten Wettbewerb erhielt ein Kollektiv freischaffender Architekten unter Leitung des Architekten Kirchner den 1. Preis, das Kollektiv Weißer den 2. Preis und das Kollektiv Kurt am Ende den 3. Preis. »Das neue Chemnitz im Plan«, in: Die Union, 17. 3. 1953, S. 3. Eine Modellansicht des Siegerentwurfs findet sich in: DH 2 II/07-13/4, Bl. 191.



Abb. 2: Chemnitz, Bebauungsplan für das Zentrum 1952/53, aus: BA, DH 2 II/07-113.

der zweite Wettbewerb angelaufen war, bestätigte der Ministerrat der DDR den Wiederaufbauplan. Der Entwurf des Wettbewerbsiegers wurde nachträglich in den Bebauungsplan eingearbeitet (Abb. 2).

## III

Parallel zu den planerischen Bemühungen um den Zentralen Platz trat der Wiederaufbau in Chemnitz in die Realisierungsphase ein. Als erstes geschlossenes Wiederaufbaugelände entstand 1951–53 das südlich an den ehemaligen Stadtkern angrenzende Viertel an der Ernst-Thälmann-Straße (heute Reitbahnstraße). Bis zur Kriegszerstörung bestand hier ein in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bebautes Wohnquartier mit rechtwinkligem Straßennetz und dichter Blockrandbebauung. Die unter Werner Oehme ausgearbeitete Neuplanung lehnt sich an das historische Straßennetz an, überführt jedoch das ehemals gleichförmige Wegenetz in ein hierarchisch abgestuftes System aus Haupt- und Nebenstraßen.<sup>15</sup> Ernst-Thälmann- und Annenstraße sind als dominierendes Achsenkreuz hervorgehoben. Am Kreuzungspunkt weitet sich die Annenstraße zu einer großzügigen Platzanlage, an deren Westrand sich ein 1952–53 von Rudolf Weißer ausgeführtes Schulgebäude erhebt.<sup>16</sup> Die ursprünglich fest gefügte Blockstruktur des Viertels ist gelockert, der beidseitig geschlossene Straßenraum jedoch beibehalten. Wie bereits von Funk gefordert, faßt jeweils ein neues Straßengeviert mehrere Blöcke der Vorkriegsbebauung zusammen. Erhaltene Altbauten sind an vielen Stellen in die Neubebauung einbezogen.<sup>17</sup>

Der Gesamtkomplex entstand in zwei Bauabschnitten. Die Gebäude beider Phasen wurden in Gewölbeweise ausgeführt. Die schlichten Wohnhausfronten der ersten Bebauungsphase (1951–52) erzählen eindringlich von den durch Mangel geprägten Bedingungen des frühen Wiederaufbaus. Die zweite Bebauungsphase (1953) fällt in die Blütezeit der »nationalen Traditionen« in der Architektur der DDR. Historisierende Werksteindetails, geometrisches Putzornament und eiserne Fensterbrüstungen bereichern nun die Wohnhausfassaden. Keine »Siedlung« mit vorstädtischem Charakter sollte an der Ernst-Thälmann-Straße entstehen, sondern ein »neuer Stadtteil« mit urbaner Qualität.<sup>18</sup> Gleichwohl ist die Bebauung mit relativ niedriger Dichte, aufgelockerter Struktur und Hofbildung dem Siedlungsbau der zwanziger Jahre verpflichtet. Es ist gerade die Mischung von Merkmalen der Siedlungstypologie mit Elementen traditioneller Stadtarchitektur, die das Viertel charakterisiert.

1953 begann der Wiederaufbau in einem weiteren Innenstadtbereich.<sup>19</sup> Gegenüber dem Rathaus und der Pfarrkirche St. Jakobi – beide bereits wiederhergestellt – wurde

<sup>15</sup> Zur Autorschaft Oehmes: Architekturführer DDR. Bezirk Karl-Marx-Stadt, Berlin 1989, S. 37.

<sup>16</sup> Grundschule an der Annenstraße in Karl-Marx-Stadt, in: Deutsche Architektur (im folgenden: DA) 3 (1954), S. 182–183.

<sup>17</sup> Das Mietshaus Moritzstraße 25 wurde durch eine Umgestaltung der Fassade an die neue Nachbarschaft angepaßt.

<sup>18</sup> »Bauherr ist das Volk«, maschinenschriftliches Manuskript ohne Angabe des Autors, *StACh*, Rat 45–90, 8120.

<sup>19</sup> W. Oehme, Die Wohnungsbauten an der Inneren Klosterstraße und Wilhelm-Pieck-Straße in Karl-Marx-Stadt, in: DA 5 (1956), S. 120–125.

als erster Abschnitt des Chemnitzer Stadtkerns die Innere Klosterstraße neu bebaut. Als historischer Anknüpfungspunkt diente die erhaltene Barockfassade des Siegert-Hauses am Markt.<sup>20</sup> Wie an der Ernst-Thälmann-Straße folgt die Bebauung dem historischen Straßennetz, wobei auch hier eine Zusammenfassung mehrerer Blöcke zu hofähnlichen Einheiten angestrebt war. An der Theaterstraße fügt sich eine gründerzeitliche Mietshauszeile in die Neuplanung ein. Wechselnde Geschoßzahlen, versetzte Anschlüsse sowie Ladenvorbauten beleben das Straßenbild. Im Unterschied zu den flach gedeckten Zeilen an der Ernst-Thälmann-Straße erhielten die Häuser in der Altstadt hohe Walmdächer. Nicht mehr die Bauten der Berliner Stalinallee, sondern die Bauformen des regionalen Barock dienten hier als Vorbild. In dem Moduswechsel scheint die Idee eines von der vorstädtischen Wohnbebauung abgehobenen Kerngebiets anzuklingen.

## IV

Am 10. Mai 1953 verlieh auf Beschluß des Ministerrats der DDR Ministerpräsident Otto Grotewohl der Stadt Chemnitz den Namen »Karl-Marx-Stadt«. Der mit der Umbenennung gegebene politische Impuls strahlte auch auf die Planungstätigkeit aus. Ab 1953 ist eine Intensivierung der städtebaulichen Arbeit zu beobachten. Im Herbst veranstaltete das Aufbauministerium gemeinsam mit dem Rat der Stadt einen dritten Wettbewerb für die Gestaltung des Zentralen Platzes.<sup>21</sup> Der Ausschreibungstext fordert, »die städtebauliche Komposition soll sowohl im Straßen- und Platzbild als auch in der Stadtsilhouette die große Bedeutung der Stadt als industrielles Zentrum und politischer Faktor, die durch die Verleihung des Namens Karl-Marx-Stadt besonders hervorgehoben worden ist, zum Ausdruck bringen«. Mit dem Hinweis auf die Stadtsilhouette werden die Teilnehmer ermuntert, das am Zentralen Platz vorgesehene Haus der Kultur als Turmhaus zu gestalten, im Gegensatz zu den bislang bevorzugten breit gelagerten Bauten.<sup>22</sup> Ein weiteres Ziel des Wettbewerbs war es, »zu prüfen, wie die Straße der Nationen gegenüber der jetzigen Planung in ihrer Bedeutung als Magistrale gesteigert wird.«<sup>23</sup>

Die am 27. Februar 1954 tagende Jury – zu den Mitgliedern gehörten Edmund Collejn, Walter Pisternik und Werner Oehme, damals bei der »Brigade Stadtplanung

<sup>20</sup> DA 2 (1953), S. 296; vgl. auch S. 124.

<sup>21</sup> Bereits am 20. 5. 1953 nahm der Rat des Kreises in einem Schreiben an das Aufbauministerium den dritten Wettbewerb in Aussicht. Die Wettbewerbsausschreibung datiert vom 25. 10. 1953. Am 5. 11. fand eine erste, am 19. 12. eine zweite Arbeitsbesprechung mit den Wettbewerbsteilnehmern statt; BA, DH 1 38565.

<sup>22</sup> Eine solche Höhendominante hatte Herbert Schneider mit seinem im Herbst 1952 vorgelegten Wettbewerbsentwurf für den Altmarkt in Dresden ins Gespräch gebracht.

<sup>23</sup> Arbeitsbesprechung am 19. 12. 1953, BA, DH 1 38565.

Dresden« beschäftigt – verzichtete auf die Vergabe eines ersten Preises.<sup>24</sup> Jedoch gab sie Anregungen, die der künftigen Planungsarbeit eine neue Richtung wiesen. Den Entwurf des zweiten Preisträgers, des Kollektivs Müller-Grosser-Hahn vom Entwurfsbüro Hoch- und Industriebau Karl-Marx-Stadt, lobte sie ausdrücklich für die Verschiebung des Zentralen Platzes an den Rand der historischen Altstadt und für die dadurch ermöglichte »Erhaltung des alten Ringes als Promenadenring«. Dagegen fand der Entwurf des Wettbewerbsteilnehmers Georg Funk, der an dem seit 1946 favorisierten Straßendreieck festhielt, die Mißbilligung der Jury.<sup>25</sup> Ihm sei es nicht gelungen, »eine überzeugende Lösung bzw. Gesamtkomposition für eine Stadt von der Bedeutung von Karl-Marx-Stadt zu schaffen«.

Eine von den Empfehlungen der Wettbewerbsjury abweichende Haltung zu den städtebaulichen Problemen von Karl-Marx-Stadt nahm das Forschungsinstitut für Städtebau der Deutschen Bauakademie ein, das am 14. und 15. April 1954 in der Stadt eine Arbeitstagung abhielt.<sup>26</sup> Im Anschluß an die Tagung erarbeiteten zwei Gruppen unter Leitung von Kurt W. Leucht und Felix Boesler je ein umfangreiches Memorandum zur »kritischen Analyse des städtebaulichen Schaffens in Karl-Marx-Stadt«. Das von Boesler verantwortete Gutachten empfiehlt, die Orientierung am historischen Stadtgrundriß aufzugeben und den Altstadtring durch eine »Ringmagistrale« erweiterten Umfangs zu ersetzen. Das Konzept eines zentralen Hauptstraßenkreuzes soll beibehalten, der Zentrale Platz wie bisher vor dem Rathaus angeordnet werden.<sup>28</sup>

Die innerhalb der Deutschen Bauakademie formulierten Gedanken hatten zunächst keine Auswirkung auf die Planungsarbeit in Karl-Marx-Stadt. Ausgehend von den Ergebnissen des letzten Wettbewerbs nahm Werner Oehme, nach seinem Potsdamer Intermezzo an die Spitze des Planungsamts zurückgekehrt, eine Revision des bisherigen Zentrumskonzepts in Angriff.<sup>29</sup> Hervorstechendes Merkmal der ab 1954 vorbereite-

<sup>24</sup> Bericht über die Tagung des Preisgerichts: BA, DH 1 38740. Eine detaillierte Beurteilung der Entwürfe enthält: DH 1 39055.

<sup>25</sup> Der Entwurf ist abgebildet in: G. Tegtmeier, Die Planung des Zentrums von Karl-Marx-Stadt, in: DA 5 (1956), S. 468.

<sup>26</sup> Vgl. das 17seitige Protokoll der Sitzung: BA, DH 2 II/07-13/3.

<sup>27</sup> BA, DH 2 II/07-13/3 (Leucht) und DH 2 II/07-13/2 (Boesler).

<sup>28</sup> In einer strafferen, vermutlich später abgefaßten Version desselben Textes deutet sich jedoch eine Abschwächung der hier skizzierten Position an: BA, DH II/07-13/2.

<sup>29</sup> Über das im folgenden behandelte Stadium der Zentrumsplanung: W. Oehme, Aufbau des historischen Stadtkerns von Karl-Marx-Stadt, in: Kulturbundspiegel, 1955, H. 6, S. 6–7; ders., Das zukünftige Bild unserer Industriestadt, in: Sächsische Neueste Nachrichten vom 13. 8. 1955, S. 5; Karl-Marx-Stradt pflegt seine Bautraditionen, in: Nationales Aufbauwerk Karl-Marx-Stadt 1955, S. 15–17; Wie wird sich unsere Stadt entwickeln, damit sie eine moderne Großstadt wird?, in: Karl-Marx-Stadt im Aufbau. Plan des Nationalen Aufbauwerkes 1956 der Stadt Karl-Marx-Stadt, Karl-Marx-Stadt 1956, S. 19–21; G. Tegtmeier (s. A 25); W. Oehme, Karl-Marx-Stadt in der Wandlung zum modernen Industriezentrum, in: Sächsische Heimatblätter 4 (1958), H. 2, S. 70–78.



Abb. 3: Karl-Marx-Stadt, Bebauungsplan für das Zentrum 1956, aus: *StACh*, Rat 45–90, 6833.

ten Neuplanung ist der wiederhergestellte »Promenadenring«, der die Kernstadt umgürtet (Abb. 3).<sup>30</sup> Am Ring sollen »große Gebäude des gesellschaftlichen Lebens« ent-

<sup>30</sup> Die Reproduktion eines Originalplans enthält: *StACh*, Rat 45–90, 6833. Weitere graphische Wiedergaben dieses Planungsstadiums finden sich in: *Wie wird sich unsere Stadt entwickeln* (s. A 29), S. 21; G. Tegtmeier (s. A 25), S. 467 u. 469; L. Hahn, Gestaltung und Aufbau des Zentrums von Karl-Marx-Stadt, in: DA 8 (1959), S. 239–246 u. 362–365, hier S. 243. Die Photographie eines Stadtmodells ist abgebildet in: W. Oehme, Karl-Marx-Stadt in der Wandlung (s. A 29), S. 77.

stehen.<sup>31</sup> Straßendurchbrüche innerhalb des Stadtkerns sind vermieden. Die Lange Straße, die nach dem bisherigen Konzept den Durchgangsverkehr aufnehmen sollte, ist deutlich verengt. Parallel zu ihr wird die Platzfolge Roßmarkt – Holzmarkt – Markt als historisches Rückgrat der Altstadt rekonstruiert. Der Zentrale Platz, bislang Teil der Kernbebauung, ist der Altstadt nordöstlich vorgelagert. Die Straße der Nationen wird zur städtebaulichen Hauptachse, welche Altstadt und neues Zentrum miteinander verbindet. Bestehende und neu zu schaffende Platzanlagen – Zentraler Platz, Theaterplatz, Schillerplatz und Bahnhofplatz – akzentuieren den sanft gekrümmten Straßenverlauf. Oehme flankiert seinen Plan durch ein neues, ab 1955 entwickeltes Verkehrskonzept. Auf einem äußeren Ring führt er den Durchgangsverkehr weiträumig um das Zentrum herum. Die neue Umgehungsstraße, die im Osten entlang der Chemnitz verläuft und im Süden das Wiederaufbaugelände an der Ernst-Thälmann-Straße durchquert, soll den »Promenadenring« entlasten.

Am 25. und 26. April 1956 tagte der Beirat für Bauwesen beim Ministerrat der DDR in Karl-Marx-Stadt, um über die neue Planung zu befinden.<sup>32</sup> Im Vorfeld des Treffens war der Präsident des Beirats, Edmund Collein, mehrfach zu Konsultationen nach Karl-Marx-Stadt gekommen. Am 23. Februar 1956 hatte Oehme in Berlin dem Beirat über seine Planungsarbeit berichtet. Vorab hatten der Chefarchitekt von Berlin, Hermann Henselmann, dessen Mitarbeiter Karl Menzel, der Direktor des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur, Dr. Strauß, und Kurt W. Leucht Gutachten formuliert. Leucht war der einzige Gutachter, der ausdrücklich gegen den Entwurf Oehmes Stellung bezog. Eine ablehnende Haltung vertrat er auch auf der Beiratssitzung in Karl-Marx-Stadt. Unterstützt wurde er dabei von Georg Funk, der ebenfalls Kritik an Oehmes Plan übte und stattdessen auf seinen eigenen Wettbewerbsbeitrag von 1954 verwies. Alle übrigen Sitzungsteilnehmer – außer den Gutachtern Henselmann, Menzel und Strauß der Leipziger Chefarchitekt Lucas sowie die Beiratsmitglieder Hans Hopp und Kurt Liebknecht – sprachen sich für Oehmes Entwurf aus, und das Gremium empfahl ihn zur Weiterbearbeitung. Im Januar 1957 billigte auch die Stadtverordnetenversammlung den neuen Plan.<sup>33</sup>

Trotz oder gerade wegen der großen Zahl der in den Vorgang involvierten Institutionen und Personen dürfte der Chefarchitekt als Koordinator des Planungsprozesses eine maßgebliche Rolle gespielt haben. Der 1956/57 bestätigte Wiederaufbauplan erscheint nicht zuletzt als ein Ergebnis seiner Beharrlichkeit. Bereits in den frühen fünfziger Jahren gibt es Anzeichen, daß Werner Oehme das von seinem Vorgänger übernommene Planungskonzept nicht mehr voll mittrug. Schon damals stellte er, ganz im Einklang mit den »Sechzehn Grundsätzen«, den Primat des Verkehrs in Frage und

<sup>31</sup> Wie wird sich unsere Stadt entwickeln (s. A 29), S. 20.

<sup>32</sup> Über die Beiratssitzung und ihre Vorbereitung: BA, DH 1 39055.

<sup>33</sup> StACh, Rat 45–90, 6833.

kritisierte Planungen, die die Stadt »kreuz und quer mit Straßen durchschneiden«.<sup>34</sup> Seit seiner Rückkehr aus Potsdam zielte er auf eine umfassende Rekonstitution des historischen Stadtgrundrisses. Im Umriß des Altstadtkerns sah er die »städtebauliche Tradition« verkörpert, in der überlieferten Form der Plätze und Straßen gewann für ihn der Begriff »Heimat« Gestalt.<sup>35</sup> Die während der ersten Hälfte der fünfziger Jahre verwirklichten Wiederaufbaugelände fügten sich in den neuen Gesamtplan nahtlos ein. Rückblickend entsteht der Eindruck, als sei das 1956/57 genehmigte Konzept dort schon vorausgesetzt. Die Verbreiterung der Annenstraße nahm die später anvisierte Funktion als Teilstück des äußeren Verkehrsrings vorweg. In der Bebauung der Theaterstraße deutete sich der Verlauf des inneren Rings bereits an. Den Neuaufbau des Siegert-Hauses deklarierte Oehme nachträglich als Pilotprojekt einer städtebaulichen Rekonstruktion der Innenstadt.<sup>36</sup> Der Plan von 1956 präsentiert sich als Synthese und Vollendung der Wiederaufbautätigkeit der frühen fünfziger Jahre. Erst hier ist das »traditionalistische« Potential der »Sechzehn Grundsätze« voll ausgeschöpft.

## V

Überraschend ist allerdings die späte Durchsetzung des traditionalistischen Konzepts. Sie fällt in eine Zeit, als die Gesamtentwicklung bereits in eine entgegengesetzte Richtung tendierte.<sup>37</sup> Im Dezember 1954 hatte die Moskauer Unionskonferenz der Bau-schaffenden sich von der Doktrin einer handwerklich geprägten, am Leitbild der »nationalen Traditionen« orientierten Architektur verabschiedet. Auch in der DDR gewann die Auffassung an Boden, daß die wirtschaftliche Logik des Wiederaufbaus nach einer stärkeren Einbeziehung industrieller Verfahren verlange. Die erste Baukonferenz der DDR im April 1955 und der im März 1956 beschlossene zweite Fünfjahrplan leiteten die Industrialisierung des Bauwesens ein. Im Juni 1958 formulierte der V. Parteitag der SED den Vorsatz, innerhalb von vier Jahren die Neugestaltung der Zentren in den Aufbaustädten abzuschließen. Die zunehmende Ausrichtung des Bauens an der Typenproduktion ließ städtebauliche Sonderlösungen immer weniger realisierbar erscheinen. Mit dem Typenangebot eines fabrikmäßigen Massenwohnbaus war die Wiedergewinnung des historischen Raumbilds im Zentrum von Karl-Marx-Stadt nicht zu bewerkstelligen. Der noch 1957 bestätigte Plan erwies sich unversehens als obsolet. Die Vermutung drängt sich auf, daß Oehmes fluchtartige Abreise aus Karl-Marx-Stadt im August 1958 mit der Einsicht zusammenhing, »sein« städtebauliches Projekt nicht mehr halten zu können.

<sup>34</sup> W. Oehme, Die städtebauliche Neugestaltung von Chemnitz, 24. Juni 1952, masch. Manuskript, StACh, Rat 45–90, 7254; vgl. dazu Punkt 8 der »Sechzehn Grundsätze«: J. Düwel (s. A 10), S. 89.

<sup>35</sup> W. Oehme, Aufbau (s. A 29), S. 6.

<sup>36</sup> Ebda.

<sup>37</sup> Zum folgenden: T. Topfstedt, Städtebau (s. A 1), S. 10 f.

Wenig später formierte sich ein neues Planungsteam unter Leitung von Walter Pester, das bereits im Dezember der Kommission für Städtebau des Ministeriums für Bauwesen einen eigenen Planungsentwurf vorlegte.<sup>38</sup> Der Entwurf fand jedoch nicht die Zustimmung der Kommission. Sie empfahl zur Verstärkung des Karl-Marx-Städter Teams niemand anderen als Georg Funk. Als Gemeinschaftsarbeit des Stadtbauamts und eines von Funk geleiteten Kollektivs entstand nun ein weiterer Entwurf, der im Februar 1959 vom Ministerium gebilligt und am 12. Mai vom Politbüro bestätigt wurde (Abb. 4).<sup>39</sup>

Der neue Plan brach radikal mit dem Konzept Oehmes. War die Abgrenzung des historischen Kernbereichs Leitgedanke des bisherigen Plans, so hebt die neue Konzeption die Trennung zwischen Altstadt und nördlich angrenzenden Gebieten vollständig auf. Der Umriß des mittelalterlichen Stadtkerns wird verwischt, altes und neues Zentrum verschmelzen miteinander. Der geplante Zentrale Platz, bisher in peripherer Stellung zum Stadtkern, wird zur Mitte der erweiterten Innenstadt. Zwei Verkehrstangenten, eingebettet in einen breiten Grüngürtel, umfahren die längliche Figur des neuen Stadtzentrums. Straße der Nationen und Brückenstraße als sich kreuzende Magistralen geben dem Innenstadtbereich eine straffe Ordnung. Die Bebauung orientiert sich an dem durch das Achsenkreuz vorgegebenen Richtungssystem. Scheibenhochhäuser bilden den vorherrschenden Bebauungstyp, einzelne Punkthochhäuser betonen prominente Blickachsen.

Der 1959 beschlossene Zentrumsplan diente als Grundlage für die Fortsetzung des Wiederaufbaus in den sechziger Jahren. Zu nennenswerten Modifikationen kam es lediglich in der Frage des Zentralen Platzes. Seinen Erfolg verdankt der Plan dem Realismus einer Konzeption, die das wirtschaftlich Machbare zum gestalterisch Maßgebenden erhebt und das Bebauungssystem an den Bedingungen industriellen Bauens ausrichtet.

Die Wende in der Zentrumsplanung wird begleitet von einer politischen Aufrüstung des städtebaulichen Diskurses. Die Vertreter des Kurswechsels berufen sich auf das Ziel, »die gesellschaftspolitische Idee der Stadt als ›Karl-Marx-Stadt‹ städtebaukünstlerisch zum Ausdruck zu bringen.«<sup>40</sup> Sie können dabei auf ein Argumentationsmuster zurückgreifen, das fünf Jahre zuvor im Institut für Städtebau der Deutschen Bauakademie geprägt wurde. Unter der Überschrift »Karl-Marx-Stadt – ein verpflichtender Name« hieß es in dem bereits erwähnten, unter Leitung von Felix Boes-

<sup>38</sup> BA, DH 2 A/312. Eine Umzeichnung des Plans ist abgebildet in: G. Funk, Die Neugestaltung des Altstadt-kerns von Karl-Marx-Stadt (Entwicklungsstufen und Ordnungsprinzipien der Planung), in: Zur Rekonstruktion der Stadtzentren. 1. Kolloquium für Städtebau an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar, Weimar 1960, S. 63–80, hier S. 77 (Bild 12).

<sup>39</sup> BA, DH 2 A/312; StACh, Rat 45–90, 4270.

<sup>40</sup> L. Hahn (s. A 30), S. 239; vgl. auch: W. Pester, Karl-Marx-Stadt. Bericht vom Aufbau einer zerstörten Stadt, in: DA 11 (1962), S. 567; ders., Das neue Stadtzentrum, in: Karl-Marx-Stadt. Wie wir es bauen, Karl-Marx-Stadt o. J. (1963), S. 7.

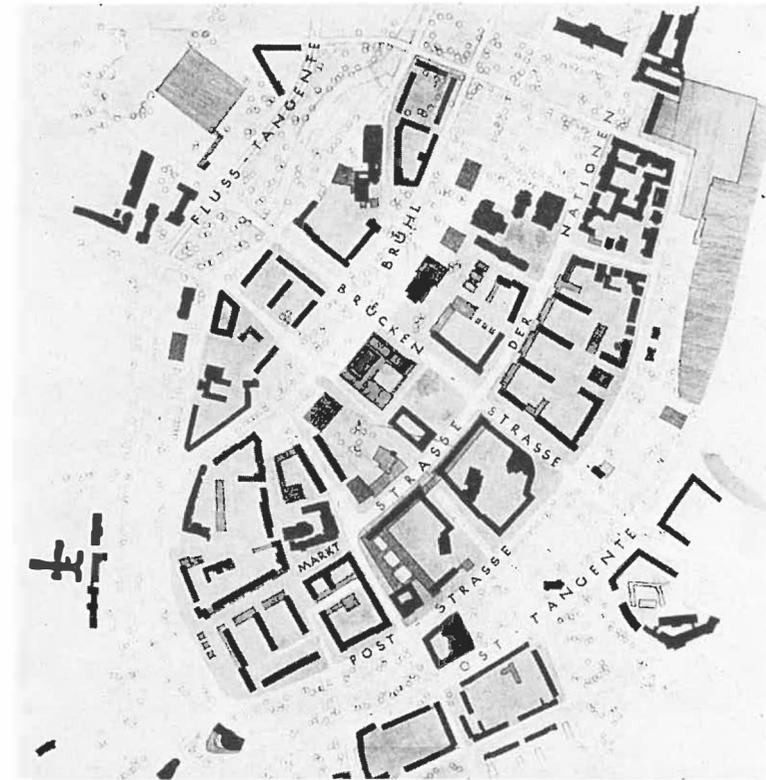


Abb. 4: Karl-Marx-Stadt, Bebauungsplan für das Zentrum 1959, aus: DA 8 (1959).

ler erarbeiteten Gutachten: »Dieser Name verpflichtet nicht zuletzt auch den Städtebauer. Er muß aus der Stadt die führende sozialistische Großstadt machen helfen, in der nicht nur die Mißstände und Schäden der kapitalistischen Epoche des Städtebaus überwunden wird (sic) sondern ein großzügiger Neuaufbau im Sinne der Grundsätze des sozialistischen Städtebaus stattfindet. Die Erkenntnis der Notwendigkeit solchen Handelns ist für diese Stadt um so mehr erforderlich, als sie keine nennenswerten Bestände an städtebaulichem kulturellem Erbe aufweist.« Denn im Gegensatz zu Dresden, Magdeburg oder Rostock lassen sich »die Tendenzen für die städtebauliche Entwicklung dieser Stadt (...) nicht aus bedeutenden Beständen ableiten, sondern nur aus der politisch-gesellschaftlichen Zielsetzung.«<sup>41</sup> »Sucht man das Antlitz der Karl-Marx-Stadt, dann muß man es aus dem Klassenerlebnis dieser Stadt gestalten. Man muß in ihm den Sieg der Arbeiter- und Bauernmacht über Kapitalismus und Bour-

<sup>41</sup> BA, DH 2 II/07-13/2, Kritische Analyse des städtebaulichen Schaffens in Karl-Marx-Stadt, S. 1.



Abb. 5: Chemnitz, Straße der Nationen mit Wohn- und Geschäftshaus Carolastraße 1, Hotel »Moskau« und drei Wohnhochhäusern in Großplattenbauweise.

geoisie zum Ausdruck bringen. Dafür muß eine neue Form gefunden werden, die nicht aus der örtlichen Baugeschichte abgeleitet werden kann.«<sup>42</sup>

Im Plan von 1959 ist die neue Form verwirklicht, die Bindung an das städtebauliche Erbe gelöst. Die Stadt der Vergangenheit, bislang Leitbild der Wiederaufbauplanung, gilt jetzt als Inbegriff kapitalistischer Mißstände. Diese Sicht verlangt nach einer scharfen Distanzierung: Die Abkehr von der historischen Stadtgestalt soll das alte Chemnitz in eine »neue sozialistische Stadt« verwandeln.<sup>43</sup> In umfassenderer Weise als seine Vorgänger präsentiert sich der Zentrumsplan von 1959 als politische Manifestation. Statt einzelner Planelemente – Zentraler Platz, Haus der Kultur, Magistrale – ist es nun der Plan als Ganzes, der den ideologischen Anspruch des Wiederaufbaus verkörpert.

## VI

Liest man die Wechselfälle der Wiederaufbauplanung in den fünfziger Jahren als Duell zwischen dem »Kreuzritter« Funk und dem »Ringkämpfer« Oehme, so bewies er-

<sup>42</sup> Ebda., S. 130.

<sup>43</sup> L. Hahn (s. A 30), S. 239.

sterer den längeren Atem und behielt deshalb am Ende die Oberhand.<sup>44</sup> Allerdings dient das 1959 mit Hilfe des »Kreuzritters« Funk durchgesetzte Straßenkreuz nicht mehr, wie bis 1956 befürwortet, dem Durchgangsverkehr. Diesen nehmen die das Zentrum umschließenden Tangenten auf, die in weiten Teilen dem Verlauf des zuvor geplanten äußeren Rings folgen. Die Ähnlichkeit der Verkehrssysteme ist nicht das einzige Merkmal der Kontinuität zwischen den beiden Planungen. Trotz der Absage an das bis 1958 verfolgte traditionalistische Leitbild sind weitere Elemente des älteren Zentrumsplans in die neue Konzeption eingeflossen. Die Anordnung des Zentralen Platzes blieb unverändert (erst mit der späteren Erweiterung auf eine Fläche von 390 x 360 Metern schob sich die Platzanlage in den Altstadtbereich hinein).<sup>45</sup>

Das 1960–62 errichtete Hochhaus an der Theaterstraße, das der Inneren Klosterstraße als Fluchtpunkt dient, entstammt noch dem Zentrumsplan Oehmes.<sup>46</sup> Stärkstes Bindeglied zwischen alter und neuer Planung ist jedoch die Straße der Nationen. Entlang dieses Straßenzugs versammeln sich die besten architektonischen Einzelleistungen der späten fünfziger und der sechziger Jahre in Karl-Marx-Stadt. Die Bedeutung der Straße als Rückgrat eines großstädtisch geprägten Wiederaufbaus ist bereits in Oehmes Plankonzept vorgezeichnet. Angestrebt war schon damals keine traditionelle Straßenrandbebauung, sondern ein durch Hochhäuser rhythmisch gegliedertes Raumkontinuum. Mehrere der Gebäude an der Straße der Nationen entstanden noch unter der Ägide Oehmes. In ihnen spiegelt sich der architektonische Richtungswechsel, der sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre vollzog. Der 1956 in traditionalistischem Habitus ausgeführte Erweiterungsbau der Technischen Universität an der Georgstraße war als südliche Begrenzung des geplanten Bahnhofplatzes konzipiert.<sup>47</sup> Auch das Verwaltungsgebäude der Industrie- und Handelskammer (1955–60) weist mit seiner Travertinverkleidung und dem flach geneigten Walmdach noch traditionalistische Züge auf.<sup>48</sup>

Dagegen bekennen sich die rhythmisch gegliederten Rasterfassaden des Wohn- und Geschäftshauses an der Carolastraße (1957–60) und des Hotels »Moskau« (1958–62) eindeutig zur internationalen Moderne.<sup>49</sup> Die beiden Gebäude geben dem Theaterplatz einen östlichen Abschluß. Noch in die Amtszeit Oehmes fällt die städtebauliche Vorplanung für die drei südlich anschließenden, quer zum Straßenverlauf gestellten Wohnhochhäuser, die 1960–61 als Großplattenbauten zur Ausführung ka-

<sup>44</sup> Eine solche Lesart der Karl-Marx-Städter Planungsdebatte deutet an: W. Hirschmann, Die ersten Schritte, in: Karl-Marx-Stadt. Wie wir es bauen (s. A 40), S. 4.

<sup>45</sup> T. Topfstedt, Städtebau (s. A 1), S. 92.

<sup>46</sup> DA 11 (1962), S. 569.

<sup>47</sup> Abgebildet in: Karl-Marx-Stadt im Aufbau (s. A 29), S. 19.

<sup>48</sup> DA 11 (1962), S. 572.

<sup>49</sup> Ebda.

men.<sup>50</sup> Das Gebäude an der Brückenstraße (1960–63) mit seiner eleganten, vertikal akzentuierten Fassade setzt die Reihe der quergestellten Scheibenhochhäuser fort.<sup>51</sup> Den Höhepunkt der Bebauung bildet das Hauptpostamt von Hermann Lucke (1964–67), dessen Vorhangfassade das Raster der älteren Bauten in filigrane Leichtigkeit übersetzt.<sup>52</sup>

## VII

Was 1959 als Gewinn verbucht wurde – die städtebauliche Vollstreckung eines politischen Neubeginns –, muß heute als Verlust empfunden werden. Die Qualität mancher Einzelbauten an der Straße der Nationen vermag wesentliche Defizite des Zentrumsplans nicht auszugleichen: die geringe Dichte, die gleichförmige Struktur, vor allem aber die Preisgabe historischer und kontextueller Bindungen. Das neue Zentrum negiert die Beziehung zur Stadt der Vergangenheit und ihren Überresten. Die historische Kernform ist im Stadtplan ausgelöscht, das einzige wiederaufgebaute Altstadtsegment an den Rand gedrängt. Im Umgang mit den Relikten der Vorkriegsbebauung zeigt sich nur wenig städtebauliche Dialogbereitschaft. Fred Ottos Stadtbad ist von Scheibenhochhäusern umzingelt, Heinrich Straumers Deutsche Bank wird ins Blockinnere verbannt, Erich Mendelsohns Schocken-Bau durch einen zurückgebogenen Blockrand mühsam in den Plan eingefügt. Die neue Zentrumsbebauung isoliert die Reste des alten Chemnitz – sich selbst isoliert sie von ihrer städtebaulichen Umgebung. Weit entfernt davon, zwischen den benachbarten Stadtbereichen zu vermitteln, zieht sich die Innenstadt auf sich selbst zurück. Der Besucher erlebt in Chemnitz bis heute einen fragmentierten Stadtverband.

<sup>50</sup> Die Bebauung dieses Abschnitts der Straße der Nationen war seit 1955 Gegenstand von Beratungen mit Vertretern des Beirats für Bauwesen: BA, DH 1 39055. Zum Planungsstand von 1956: G. Tegtmeyer (s. A 25), S. 469 f. Zur Übernahme in den neuen Zentrumsplan: StACh, Rat 45–90, 4270.

<sup>51</sup> DA 15 (1966), S. 208 f.

<sup>52</sup> DA 15 (1966), S. 236–238 u. 18 (1969), S. 400–409.

Jürgen Trimborn

## Das »Wunder von Dresden«: Der Wiederaufbau der Frauenkirche

*Ein kritischer Blick auf das »größte Rekonstruktionsprojekt des Jahrhunderts«*

Im Zuge einer sich momentan in der gesamten Bundesrepublik abzeichnenden Re-Inszenierungswelle, bei der in zunehmendem Maße untergegangene, meist kriegszerstörte Denkmale – oftmals auf Kosten der wieder beseitigten Nachkriegslösungen und Nachkriegstraditionen – Jahrzehnte nach ihrer Zerstörung wie ein Phönix aus der Asche wiederauferstehen, hat man sich in Dresden an den Wiederaufbau der 1945 zerstörten Frauenkirche gemacht. Bis zum Jahr 2006, dem Jahr der 800-Jahr-Feier der Stadt Dresden, soll am Platz der alten, den Bombenangriffen der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 zum Opfer gefallenen Frauenkirche ein Neubau des Dresdner Wahrzeichens in der alten Form wiedererstanden sein.

Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit und zur Zeit der DDR der Wiederaufbau zunächst aus wirtschaftlichen, dann aus politischen Gründen nicht erfolgt ist, ermöglichte das Ende der SED-Herrschaft die Chance, im Rahmen einer Bürgerinitiative erfolgreich für den Wiederaufbau der Frauenkirche zu kämpfen. Es wurde als »unverzeihliches Versäumnis« bezeichnet, hätte man nach der historischen Chance des Zusammenbruchs des SED-Regimes, das die Rekonstruktion der Frauenkirche blockiert hatte, heute den Wiederaufbau nicht zu betreiben versucht. Die in Dresden und weit über Dresden hinaus geführte Diskussion um das Wiederaufbauprojekt wurde überwiegend kaum mit sachlich-abgewogenen Argumenten geführt, im Vordergrund standen vielmehr meist pathetische Formeln und emotionale Beteuerungen. Wenn im Zusammenhang mit dem Projekt des Neubaus der Frauenkirche auch wiederholt vom »größten Rekonstruktionsprojekt in der Geschichte der Denkmalpflege« gesprochen wurde, und auch von den Verantwortlichen in Dresden das Projekt immer wieder als denkmalpflegerische Maßnahme zu deklarieren versucht wurde, so soll im folgenden gerade der Frage nachgegangen werden, ob das Dresdner Projekt tatsächlich als Akt der Denkmalpflege angesehen werden kann, oder ob es nicht vielmehr lediglich als Maßnahme zur Verwirklichung ästhetischer und städtebaulicher Wunschvorstellungen anzusehen ist.

Wenn ein derartiges Projekt allein durch die Bewältigung unzähliger logistischer und technologischer Probleme sicherlich auch für die heutige Zeit eine beachtenswerte Leistung darstellt, so darf man doch die Betrachtung der grundlegenden Problematik eines derartigen Projekts über das Staunen ob solcher Leistungen nicht in den Hintergrund treten lassen.

### 1. Die Geschichte und Bedeutung der Frauenkirche

Der 1945 zerstörten Frauenkirche ging ein mittelalterlicher, vermutlich aus dem 11. Jahrhundert stammender, in späteren Zeiten vielfach modifizierter Vorgängerbau voraus, der ab 1727 wegen Baufälligkeit abgetragen wurde. Bauherr der neuen Frauenkirche war von Baubeginn an bis zur Vollendung 1743 – da es sich um eine städtische Pfarrkirche handelte – der Rat der Stadt Dresden, und nicht der König und die am Hof tätigen Architekten. Der Rat der Stadt beauftragte den in seinem Dienst stehenden Ratszimmermeister George Bähr (1666–1738) im April 1722 mit den Entwürfen und überantwortete Bähr 1726 nach Abschluß der Planungsphase und der Grundsteinlegung schließlich auch die Leitung des Baues. Der – nicht zuletzt durch finanzielle Zuschüsse vom Hof – dennoch in den Neubau der Frauenkirche involvierte Sachsenkönig August der Starke (1670–1733) war nicht so sehr an der Nutzung des geplanten Neubaus als Kirchenraum interessiert. Ihn interessierte die Gestalt der Frauenkirche in erster Linie vielmehr hinsichtlich der architektonischen und städtebaulichen Ausgestaltung und Entwicklung seiner Residenzstadt Dresden als »Gesamtkunstwerk«. Der Neubau der Frauenkirche sollte mit seiner repräsentativen Kuppel wie kein anderer das Elbpanorama der Stadt prägen, und Augusts Traum verwirklichen helfen, seine Residenzstadt gleichwertig neben andere kuppelgekrönte Metropolen Europas wie Rom, Florenz, Venedig und London zu stellen. Die Elbe sollte mit den sie prägenden Bauwerken zu einem »deutschen Canale Grande« werden, die Residenzstadt Dresden zu einem Venedig (oder Florenz) des Nordens, »die Frauenkirche als eine Dresdner Form der venezianischen Santa Maria della Salute mag dazu beigetragen haben«.<sup>1</sup>

Als Bauplatz für den Neubau war der durch die umgebende, mittelalterlich geprägte Bebauung sehr eingeengte Standort der alten Frauenkirche (nordöstlich des Neumarkts) übernommen worden. Dies bedeutet, daß Bähr für seine Neuplanung und deren Ausrichtung und Dimensionen an die gewachsene städtebauliche Situation, an das bestehende Straßennetz, an die existierenden Straßenfluchten und Häuserzeilen, gebunden war. Durch Unklarheiten bezüglich der Geldbeschaffung und der Grundstücksfrage ergab sich eine Verzögerung des ursprünglich geplanten Baubeginns um vier Jahre. Der 1726 begonnene Bau wurde dann aber um so schneller vorangetrieben, so daß die Frauenkirche nach einer nur siebenjährigen Bauzeit (bereits 1732 war das Bauwerk schon bis zum Kuppelansatz fertiggestellt, 1735 gab es die erste Weihe und Nutzung der noch unfertigen Kirche) schließlich 1743, fünf Jahre nach dem Tod Bährs 1738, mit dem Aufsetzen der Laterne vollendet werden konnte.

Bähr hat in seinen Plänen für die Frauenkirche alte protestantische Bautraditionen aufgegriffen. Wichtigstes Ziel Bährs war es, den Bau der neuen Frauenkirche den spe-

<sup>1</sup> I. Roßberg, Die Frauenkirche und die Dresdner Innenstadtplanung, in: Dresdner Hefte, hrsg. vom Dresdner Geschichtsverein e.V., 10. Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 63.



Abb. 1: Die von George Bähr ab 1726 erbaute Frauenkirche auf dem Dresdner Neumarkt (Photo: Deutsche Fotothek 7606 [Großmann]; Quelle: Peter Müller: Die Frauenkirche in Dresden, 1994, Seite 31).

zifischen Bedürfnissen des protestantischen Gottesdienstes so gut wie möglich anzupassen. So entwarf er den Neubau als einen aus der altchristlich-byzantinischen Tradition stammenden Zentralraum, der gerade im protestantischen Kirchenbau dem Ideal einer Predigtkirche am ehesten entgegenkam. Hier, wo Wort (Predigt) und Gesang eine größere Rolle als bei der katholischen, auf das Sakrament ausgerichteten Liturgie spielen, war nicht der basilikale Weggedanke der Katholiken oberstes Gestaltungsprinzip der Kirche, so daß gerade der Zentralraumgedanke hier als Ideal angesehen wurde, dessen grundlegende Idee es – den Prinzipien der lutherischen Liturgie und der reformatorischen Neubesinnung entsprechend – war, die Gemeinde dem Prediger näherzubringen, damit alle gleich gut hören und sehen können. Das »Heranführen« der Gemeinde an den Prediger war im Zentralraum, in dessen Mittelpunkt der Pastor stehen konnte, auf ideale Weise zu erreichen, insbesondere wenn – wie im Fall von Bährs Frauenkirche – Emporen (auch mehrere übereinander angeordnet) dafür sorgen, eine große Menschenmenge gleichzeitig aufnehmen zu können. Die schon in den kleineren Bauten Bährs vorgeprägte Zentralbauform ist somit »Konsequenz des funktionell im protestantischen Gottesdienst begründeten Bestrebens, die Gemeinde möglichst eng um den Prediger zu versammeln.«<sup>2</sup>

Bähr plante und verwirklichte einen monumentalen, gerichteten, überkuppelten Zentralraum, der auf einer symbolischen Kreuzform als Grundriß basiert. Den Binnenraum des Baus umgeben Emporengeschosse (fünf Obergeschosse mit Emporenhängen aus Holz), die notwendig waren, um die zunehmende Zahl der Gläubigen beim Gottesdienst aufnehmen zu können. Durch die Chorlösung und die Altarstellung im Osten erhielt der Zentralraum Bährs eine Richtung. An den Binnenraum sind vier Eck-Treppentürme angefügt, die dem Gebäude seine charakteristische Prägung geben. Bekrönt wird der Bau durch eine zunächst als Holzkonstruktion geplante, dann aber von Bähr eigenmächtig in Sandstein ausgeführte, konkav anlaufende, steile Kuppel, die in der Literatur – begrifflich auf Wilhelm Pinder rekurrend – mit dem Terminus »steinerne Glocke« bezeichnet wird.

Bähr drängte auf eine Ausführung der Kuppel in Stein, weil es sein Wille war, daß seine Kirche »von Grund auf bis oben hinauf gleichsam nur ein einziger Stein« sein solle. Dadurch erreichte Bähr ein Verschmelzen von Unterbau und Kuppel und eine damit einhergehende Verschleierung der konstruktiven Verhältnisse. Konsequenz der Ausführung der steinernen, in die Höhe gestreckten Kuppel waren zahlreiche statische Probleme. Die schwere steinerne Kuppel lastete zu schwer auf der mehrfach überlasteten Tragekonstruktion darunter, auf der sie durch einen Konstruktionsfehler Bährs fast ausschließlich ruhte. Diese konstruktiven Mängel führten in der Folgezeit zu weitreichenden Problemen: Erhebliche Schäden an der architektonischen Sub-

<sup>2</sup> W. May, Raumstruktur und Bauform der Dresdner Frauenkirche, in: *Dresdner Hefte*, 10. Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 19.



Abb. 2: Die herausragende Bedeutung der Frauenkirche für die weltberühmte Dresdner Stadtsilhouette. Aufnahme von 1938 (Photo: Deutsche Fotothek 312 139 [Hahn]; Quelle: Peter Müller: *Die Frauenkirche in Dresden*, 1994, Seite 75).

stanz, wie beispielsweise Risse im Mauerwerk, machten immer wieder Ausbesserungsarbeiten notwendig.

1938 wurde die Frauenkirche aufgrund dieser statischen Probleme baupolizeilich geschlossen. Noch bis kurz vor ihrer Zerstörung wurde die Kirche restauriert und Ende 1942 wieder feierlich eingeweiht, nachdem es in mühevollen Restaurierungsarbeiten gelungen war, die seit langem beobachteten Bewegungen im Bauwerk durch konstruktive Sicherungsmaßnahmen zu stabilisieren. Trotz aller konstruktionstechnischen Schwierigkeiten war es gerade die Kuppel, die fortan den Ruhm der Frauenkirche ausmachte und das Elbpanorama Dresdens dominierend mitbestimmte. Durch die Kuppel hat Bähr »sein Werk [...] in die Reihe der großen europäischen Kuppelbauten [gestellt]«,<sup>3</sup> der sogenannte »Petersdom der Reformation« wurde fortan in einem Atemzug mit der Brunelleschi-Kuppel in Florenz, der Michelangelo-Kuppel in Rom, der Kuppel des Pariser Invalidendoms, der Londoner St. Pauls-Cathedral, der Hagia Sophia in Konstantinopel/Istanbul und der Longhena-Kuppel von Santa Maria della Salute in Venedig genannt.

Die unter George Bähr 1726–1743 erbaute Frauenkirche galt einerseits als bedeutendste und monumentalste, zudem prototypische Leistung und zugleich Höhepunkt (Cornelius Gurlitt) des protestantischen Kirchenbaus, als bedeutendster protestantischer Kirchenbau nördlich der Alpen, gar als der weltweit bedeutendste

<sup>3</sup> W. May (s. A 2), S. 22..

Sakralbau des Protestantismus sowie andererseits, ihre Novität und Singularität in der Baugeschichte heraushebend, aufgrund der einzigartigen Glockenform der Kuppel als ein architektonisches Werk von Weltrang. Zudem hatte die Kuppel des Gebäudes eine herausragende und repräsentative Bedeutung für das Stadtbild: Vor ihrer Zerstörung war die Frauenkirche die beherrschende, wahrzeichenhafte Dominante im Stadtbild, die auf allen Darstellungen des weltberühmten Dresdner Elbpanoramas figuriert wurde: »Als in den Jahren zwischen 1730 und 1736 die Steinkuppel der Frauenkirche über den Dächern und Festungswällen Dresdens emporwuchs, erhielt das Bild der sächsischen Residenz seinen bedeutendsten, seinen prägenden Akzent«.<sup>4</sup>

Die herausragende Bedeutung der Frauenkirche wird durch zahlreiche Reminiszenzen in der bildenden Kunst dokumentiert, insbesondere auch durch die Beachtung, die die Dresdner Frauenkirche in der Malerei fand: »Von der großen Faszination, die dieses einzigartige Architekturmotiv auf Maler und Zeichner stets ausgeübt hat, zeugt eine kaum zu überschauende Fülle bildlicher Darstellungen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart«.<sup>5</sup> Eins der prominentesten Gemälde, das die Frauenkirche in ihrem damaligen architektonischen Umfeld zeigt, ist wohl unbestritten die von 1748 datierte, im Auftrag von August III. entstandene Stadtansicht »Dresden vom rechten Elbufer unterhalb der Augustusbrücke« des Dresdner Hofmalers Bernardo Belotto, genannt Canaletto (1720–1780), das sich in der Dresdner Gemäldegalerie befindet. Andere, topographisch exakte, äußerst präzise Veduten vom gleichen Künstler, die den Bau der Frauenkirche zum Mittelpunkt der Darstellung Dresdens machen, stehen am Anfang einer ganzen Reihe von Gemälden unterschiedlichsten künstlerischen Ranges. Immer wieder widmeten sich Künstler dem Motiv Frauenkirche, zu nennen wären hier etwa Künstler wie Caspar David Friedrich, Johann Christian Clausen Dahl, Adolph Menzel und Ernst Ludwig Kirchner. Diese Gemälde belegen ebenso wie die zahlreichen historischen Photographien, die vor 1945 aufgenommen worden sind, die stadtbildprägende Wirkung der Frauenkirche.

1945 wurde das Denkmal Frauenkirche zerstört und ist damit unwiederbringlich untergegangen. Die englische Luftwaffe flog – nachdem die militärischen Angriffsziele im Rahmen des sich immer mehr zuspitzenden Kriegsgeschehens durch nichtmilitärische ergänzt worden waren – systematische Großangriffe auf zahlreiche deutsche Großstädte. Nachdem bereits Hamburg, Berlin und Köln durch die verstärkten systematischen Bombenangriffe schwer getroffen worden waren und lediglich noch Trümmerfeldern glichen, wurde schließlich auch Dresden Ziel der Bom-

<sup>4</sup> H.-J. Neidhardt, Die Frauenkirche in der bildenden Kunst, in: Dresdner Hefte, 10. Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 55.

<sup>5</sup> M. Gretzschel, Die Dresdner Frauenkirche, Hamburg 1995, S. 184.

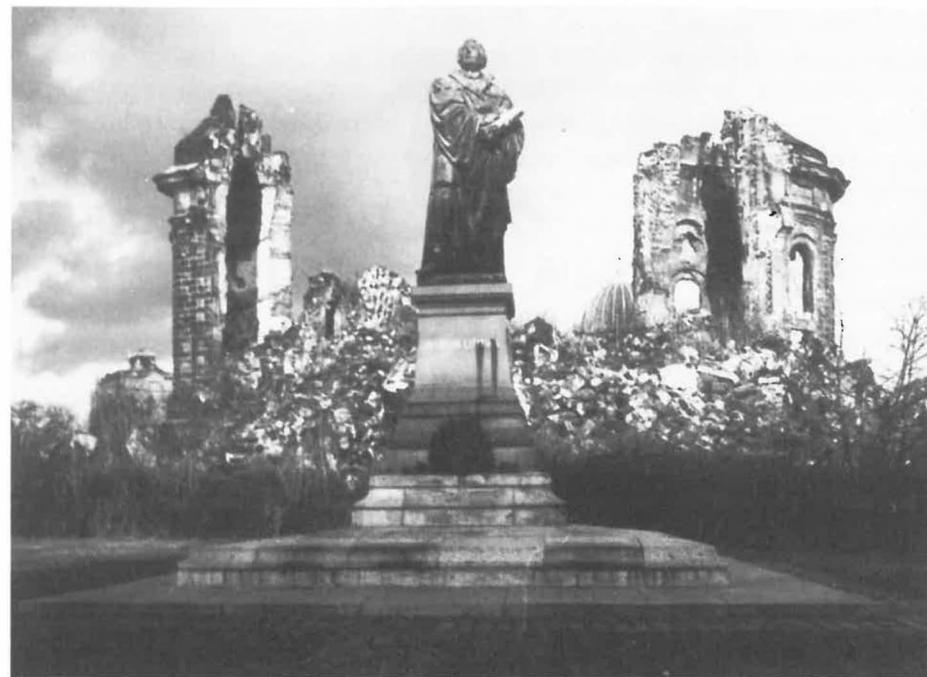


Abb. 3: Die Ruine der Frauenkirche als Mahnmal mit dem Denkmal Martin Luthers im Vordergrund Photo: Europa-Photo, Berlin; Quelle: Matthias Gretzschel: Die Dresdner Frauenkirche 1995, Seite 25).

benangriffe. Der deutsch-englische Luftkrieg eskalierte, als die deutsche Luftwaffe im November 1940 Angriffe auf die englische Stadt Coventry, den Standort der englischen Flugzeugindustrie, flog und im Rahmen dieser Angriffe auch Wohngebiete zerstörte, Zivilbevölkerung traf und zudem die Kathedrale von Coventry zerstörte. Als Vergeltungsmaßnahme für den Angriff auf Coventry flog die englische Luftwaffe unter dem Oberbefehlshaber der englischen Bomberverbände, Sir Arthur Harris, in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945 einen vernichtenden Großangriff auf das bis zu diesem Zeitpunkt unzerstörte Dresden. Dieser Angriff galt – nicht zuletzt, um die Moral der deutschen Bevölkerung zu treffen – alleine nichtmilitärischen Zielen: den Baudenkmalen, der Wohnbebauung und der Zivilbevölkerung. Diese eine Nacht verwandelte die weltbekannte deutsche Kulturmetropole Dresden, insbesondere durch Flächenbombardements der Altstadt und einen dadurch verursachten Großbrand, in ein einziges Trümmerfeld, wobei sowohl das Residenzschloß, die Hofkirche und die Semperoper als die Glanzpunkte des alten Dresden weitgehend zerstört worden sind.

Die Frauenkirche widerstand den Bombenangriffen und blieb zunächst inmitten des brennenden Dresdner Trümmerfeldes stehen. Diese Dauerhaftigkeit wurde von der Bevölkerung als »Zeichen der Hoffnung und Ermutigung« interpretiert. Erst, als die hölzerne Innenausstattung – aufgrund nur unzureichend durchgeführter Luftschutzmaßnahmen – durch den Feuersturm in Flammen aufging, stürzte die Kirche am 15. Februar 1945 in sich zusammen. Der Dichter Erhart Kästner (1904–1974) äußerte im Angesicht der Trümmer der Frauenkirche: »Jede Zeit schafft sich eben den Ausdruck ihres inneren Zustandes.«<sup>6</sup>

## 2. Die Ruine der Frauenkirche nach 1945 und zur Zeit der DDR

Nach der Totalvernichtung der Frauenkirche – wie auch von 65% der Dresdner Altstadt – im Februar 1945 nimmt noch im August des gleichen Jahres eine von der Landesverwaltung Sachsen eingesetzte »Kommission für Bergung und Wiederaufbau« ihre Arbeit auf und sichtet und überprüft im Zuge ihrer Tätigkeit auch die Ruine der Frauenkirche, wo bereits im März 1945 die ersten Bergungsarbeiten durchgeführt worden waren. Aufgabe der Kommission war es unter anderem, zunächst rein bautechnische Erkenntnisse über die Möglichkeit des Wiederaufbaus der Kirche zu erlangen. Zu Zwecken dieser Voruntersuchung war zumindest eine Teilentrümmerung der Ruine notwendig. In der Folgezeit (1948/49) wurden etwa 600 m<sup>3</sup> Trümmermasse systematisch abgeräumt und das noch vorhandene, wiederverwendbare Steinmaterial wissenschaftlich inventarisiert und auf einem gesonderten Platz gelagert. Als Ergebnis dieser Untersuchungen der Ruine kam man zu dem Schluß, daß der Wiederaufbau der Kirche in der alten Form und unter Verwendung eines Teils der aus den Trümmern zu bergenden alten Steine in »archäologischer Rekonstruktion« geschehen sollte.

Unmittelbar nach Kriegsende war also die Rekonstruktion der Frauenkirche zunächst selbstverständliches und vom Landesamt für Denkmalpflege artikuliertes Ziel, etwa vergleichbar mit der Wiedererrichtung der zerstörten romanischen Kirchen in Köln. Mit der Gründung der DDR änderte sich dies noch nicht sofort, auch in der jungen DDR wurde von staatlicher Seite durchaus noch positiv von einem Wiederaufbau der Frauenkirche gesprochen. Das Landesamt für Denkmalpflege befürwortete eine »archäologische Rekonstruktion« des zerstörten Bauwerkes (also einen Wiederaufbau unter weitmöglichster Benutzung des historischen Steinmaterials). Eine sofortige Rekonstruktion scheiterte allerdings an fehlenden finanziellen Mitteln. Erst später, seit Ende der fünfziger Jahre, zeichnet sich gegenüber den Plänen zum Wiederaufbau des Bauwerkes ein Wandel ab, als die SED die Rekonstruktion zum Tabu machte. Der Wille, Neues zu schaffen, unübersehbare Symbole des sozialistischen Aufbaus im Stadtbild und im Dresdner Elbpanorama (Aufmarschplätze, neue Höhen-

<sup>6</sup> Zit. nach M. Gretzschel (s. A 5), S. 120.

dominanten und einen »Kulturpalast« nach sowjetischem, stalinistischem Vorbild) zu etablieren, rückte gegenüber einer Beibehaltung, beziehungsweise Wiederherstellung des barocken, höfischen Dresdens, also eines unbedingten Anknüpfens an die bauliche Vergangenheit der Stadt immer mehr in den Vordergrund. Die Errungenschaften des Sozialismus und nicht die baulichen Manifestationen des »alten« Dresdens sollten fortan die wichtigsten Dominanten im Stadtbild des »neuen« Dresdens werden. In dieser Konsequenz wurde dann zeitweise nicht nur der Wiederaufbau des Gebäudes abgelehnt, sondern auch die Erhaltung der Ruine zur Disposition gestellt, die jetzt dem angestrebten stalinistischen Neubaukonzept für das Dresdner Stadtzentrum im Wege stand. Es konnte jedoch erfolgreich verhindert werden, daß die Ruine von der SED aus ideologischen Gründen beseitigt und die Trümmer vollständig abgeräumt wurden.

»Für den Wiederaufbau der Frauenkirche gab es zur Zeit der Deutschen Demokratischen Republik (1949–1990) keine ernsthaften Aussichten. Einmal, weil die Kräfte und die Geldmittel dafür fehlten, und zweitens, weil die Regierung der DDR ein solches Verfahren ausdrücklich nicht unterstützte.«<sup>7</sup> In den Bebauungsplänen der späten fünfziger Jahre war die Frauenkirche nur noch als Ruine vorgesehen, eine Wiederherstellung der Neumarktbebauung in den alten historischen Fluchtlinien und mit der prägenden kleinteiligen Bebauung aufgegeben worden; teilweise verschwand sogar die Ruine aus den Bebauungsplänen, da sie als Manifestation einer abgelehnten Zeit nicht ins Konzept realsozialistischer Städteplanung und Aufbaupolitik paßte. Der Wiederaufbau der Frauenkirche hätte dem erklärten Ziel widersprochen, aus Dresden eine sozialistische Musterstadt sowjetischen Vorbilds machen zu wollen. Nicht die Türme sakraler Bauten aus vergangenen Zeiten, sondern sozialistische Hochhäuser sollten die Silhouette des von der SED geplanten »neuen Dresdens« bestimmen. »Im Generalbebauungsplan von 1967 tauchte die Ruine der Frauenkirche wieder auf. Damit deutete sich an, daß sich die Zeit der ideologischen Sprengmeister endlich ihrem Ende näherte.«<sup>8</sup>

1966 entschloß man sich im Dresdner Stadtrat dazu, die Ruine weiterhin zu erhalten und als Mahnmal zu gestalten, indem man das um 1885 geschaffene Lutherdenkmal von Adolph von Donndorf und Ernst Rietschel wieder vor den Überresten der ehemaligen Kirche aufstellte. Erst in den achtziger Jahren wurde die Möglichkeit des originalgetreuen Wiederaufbaus der Frauenkirche erneut zur Diskussion gestellt, doch kamen diese Vorschläge nie auf die Ebene offizieller Planung und hatten bis zum Ende der DDR keinerlei Realisierungschancen. In den sechziger Jahren wurde die Ruine der Frauenkirche aufgrund des Stadtratbeschlusses soweit gesichert, daß Ge-

<sup>7</sup> P. Müller, Die Frauenkirche in Dresden. Baugeschichte, Vergleiche, Restaurierungen, Zerstörung, Wiederaufbau, Köln/Weimar, S. 112.

<sup>8</sup> M. Gretzschel (s. A 6), S. 233.

fahren durch herabstürzende Steine ausgeschlossen werden konnten. 1967 wurde am stehengebliebenen Treppenturm E eine Gedenktafel angebracht, auf der die Erbauungsdaten der Kirche 1726–43, der Name des Architekten George Bähr, sowie das Datum der Zerstörung des Bauwerks am 13. Februar 1945 verzeichnet waren. Die Ruine der Frauenkirche hatte somit durch die Stiftung des Mahnmals eine neue Bedeutungsschicht erlangt, die bis zu Beginn der Wiederaufbauarbeiten Gültigkeit hatte.

Die mahnende Ausstrahlung der Ruine galt mit ihrer stummen, anklagenden Sprache als sinnfälliges Zeichen für die Schrecken und die Absurditäten des Krieges: »Frei im Raum der von Ruinen beräumten Innenstadt standen die Reste der Frauenkirche weithin sichtbar als Klage gegen Krieg und Gewalt, ein Bild, das jeden Besucher tief bewegte. Der Augenblick nach dem Einsturz der Kirche schien im Bild gebannt.«<sup>9</sup> »Die Ruine, deren geschwärzte Mauerstümpfe wie eine stumme Anklage in den Himmel ragten, wirkte als versteinerte Momentaufnahme ihrer Zerstörung und war zugleich das Sinnbild für den Untergang Dresdens in der Nacht vom 13. zum 14. Februar 1945. Keine andere deutsche Kriegsrüine hatte diese einzigartige symbolische Kraft, die die Absurdität von Krieg und Gewalt so bedrückend vor Augen führte.«<sup>10</sup>

Das Mahnmal trug zunächst in den sechziger und siebziger Jahren deutlich propagandistisch-ideologische Züge, die Ruine der Frauenkirche wurde von der DDR-Führung als offizielle Mahnstätte instrumentalisiert, entwickelte sich jedoch nach und nach – insbesondere im Zusammenhang mit der beginnenden Friedensbewegung der achtziger Jahre – zum gegenteiligen Symbol des schweigenden Protestes und schließlich des schweigenden Aufbegehrens gegen das SED-Regime. Hier an der Ruine der Frauenkirche ereignete sich – mitten im kalten Krieg – die Geburtsstunde der Friedens- und Bürgerrechtsbewegung in der DDR: Evangelische Jugendliche haben am 13. Februar 1982 zu einer illegalen Friedensdemonstration vor der Dresdner Ruine aufgerufen, 400 Menschen kamen diesem Aufruf nach: »Die ersten Kerzen der Friedens- und Bürgerrechtsbewegung wurden hier in Dresden angezündet.«<sup>11</sup> Durch diese erste Demonstration wurde das Dresdner Mahnmal schnell zum Symbol des Einsatzes für Bürger- und Menschenrechte: »Junge Menschen empfanden die symbolische Kraft der klagenden Trümmersteine, als sie sich am 13. Februar 1982 aus der kirchlichen Friedensbewegung heraus zu einer Demonstration vor der Kirchenruine anschickten, um für einen Frieden einzutreten, der anders aussehen sollte, als der von der Staatsgewalt verordnete Friede.«<sup>12</sup> So entwickelte sich die Versammlung zur friedlichen Demonstration schnell zur Tradition, denn von Jahr zu Jahr fanden vor der

<sup>9</sup> H. Nadler, Der Erhalt der Ruine der Frauenkirche nach 1945, in: *Dresdner Hefte*, 10. Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 34.

<sup>10</sup> M. Gretzschel (s. A 6), S. 27.

<sup>11</sup> M. Gretzschel (s. A 6), S. 22.

<sup>12</sup> K. Blaschke, Die Frauenkirche in der Dresdner Kirchengeschichte, in: *Dresdner Hefte*, 10. Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 47.

Ruine der Frauenkirche am 13. Februar größere Protestdemonstrationen statt, die auch in den Jahren nach der politischen Wende der DDR 1989 noch als Friedens-Demonstrationen fortgeführt wurden. Diese Inanspruchnahme des Symbols Frauenkirche von den Demonstrierenden und Protestierenden zur Zeit der DDR wurde von den Befürwortern eines Wiederaufbaus der Frauenkirche im nachhinein so zu (miß)interpretieren versucht, daß das Bestreben der DDR-Bürgerrechtler, die für Frieden, Abrüstung und Menschenrechte auf die Straße gegangen sind, zumindest sekundär auch auf eine Wiedererrichtung der Frauenkirche abgezielt habe. Dabei war doch gerade das Bestehen der eindrucksvollen Mahnmalruine, die manifest gewordene Erinnerung an Krieg und Zerstörung, der Grund dafür, daß sich hier an diesem Ort die Demonstrationen für Frieden und Freiheit, gegen Unterdrückung, gegen Aufrüstung und gegen Krieg formiert haben, nicht aber die Sehnsucht nach einem Wiedererstehen der Frauenkirche. Mit der Enttrümmerung der Ruine und dem Beginn der Wiederaufbauarbeiten wurde somit eins der wichtigsten deutschen Anti-Kriegs-Mahnmale ausgelöscht.

### 3. Die Re-Inszenierung der Frauenkirche

Nach umfangreichen Vorarbeiten und Planungen begann am 12. Februar 1993 offiziell der Wiederaufbau der Frauenkirche, der im Jahr 2006, dem Jahr der 800-Jahr-Feier Dresdens, abgeschlossen sein soll. Am 20. Februar 1992 ist in der Dresdner Stadtverordnetenversammlung endgültig beschlossen worden, die Frauenkirche unter der Bauherrschaft der 1991 gegründeten »Stiftung Frauenkirche Dresden e.V.« wieder aufzubauen. Noch vor der Vereinigung der beiden deutschen Staaten, aber nach der politischen Wende in der DDR, trat – durch die neu erlangte Meinungsfreiheit ermöglicht – die »Bürgerinitiative für den Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche« um den Musiker Ludwig Güttler und den Denkmalpfleger Heinrich Magirius im Februar 1990 erstmals an die Öffentlichkeit, indem sie einen Spendenaufruf, den sogenannten »Ruf aus Dresden« formulierte und damit weit über Dresden kontroverse Diskussionen um dieses prominente Wiederaufbauprojekt auslöste. Im »Ruf aus Dresden« wurde – auf eine angemessene argumentative Untermauerung weitgehend verzichtend – die Behauptung aufgestellt, daß der weitere Verfall der Ruine nicht aufzuhalten sei, daß ihre Sicherung und Erhaltung umfangreichere bauliche und finanzielle Anstrengungen erfordern würde. Dieses Argument wird schon dadurch ad absurdum geführt, daß natürlich die (verhältnismäßig geringeren) baulichen und finanziellen Aufwendungen, die für eine weitere Erhaltung der Ruine als Mahnmal notwendig geworden wären, in keinem Verhältnis zu den jetzt notwendigen »baulichen Anstrengungen« und finanziellen Aufwendungen für den Wiederaufbau (die Nettobausumme wird momentan auf 250 Millionen DM geschätzt) gestanden hätten.

Während sich in Dresden die pro- und contra-Stimmen in etwa die Waage hielten, und sich die institutionalisierte Dresdner Denkmalpflege fast geschlossen hinter die Wiederaufbauinitiative stellte, wurde gerade aus westdeutschen Fachkreisen, die das Rekonstruktionsprojekt fast einhellig ablehnten, mit zunehmender Intensität vor dem Wiederaufbau der Frauenkirche als Akt eines »stadtästhetischen Mummenschanzes« gewarnt. Dies war auch der Grundtenor in den bundesdeutschen Feuilletons, stellvertretend sei hier Manfred Sack, der Architekturkritiker der »Zeit«, zitiert: »Was in Dresden unter den inzwischen nötigen Spendenappellen des Trompeters Ludwig Güttler entstehen wird [...], ist die frivole Repetition eines historischen Ereignisses, mit der sein Schicksal korrigiert wird, seine Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Die große Ruine der Frauenkirche, das ausdrucksvollste, ergreifendste Mahnmal, das der fürchterlichste aller Kriege hinterlassen hat, wird ersetzt durch ein Trugbild, das die ästhetische Tortur von heute in eine ästhetische Wohltat von morgen zurückverwandeln soll. Die bildlichste, dabei malerischste Verkörperung des Grauens – aus den Augen, aus dem Sinn, als wäre nichts geschehen.«<sup>13</sup>

Die Kontroversen um den angestrebten Wiederaufbau der Frauenkirche wurden schnell zur grundsätzlichen denkmalpflegerischen Methodendiskussion ausgeweitet: Die Frage, ob die Rekonstruktion eines seit Jahrzehnten verschwundenen Baudenkmalms ein zu verantwortender Akt der Denkmalpflege sein kann oder nicht, wurde – wie es die Redaktion »Deutsche Kunst und Denkmalpflege« formulierte – »mit wachsender Leidenschaft [diskutiert], wie wohl kein anderes Problem seit dem Streit um den Aufbau der Heidelberger Schloßruine 1905.«<sup>14</sup> Der Rat der Denkmalpfleger an die Verantwortlichen in Dresden lief auf den Appell hinaus, mit einem Verzicht auf den – finanziell und technologisch – unbestreitbar möglichen Wiederaufbau der Frauenkirche ein positives Zeichen für die Zukunft zu setzen und eine Chance für eine innovative zeitgenössische Architektur an dieser Stelle – und die Chance zum Überlegen und Nachdenken – zumindest offen zu halten, und sich nicht überstürzt in eine Rekonstruktion zu flüchten: »Dresden ist bereits im fünften Jahrzehnt ohne die dominante Frauenkirche Dresden und wird Dresden bleiben! [...] Deshalb gilt es, zugunsten anderer Werte und zugunsten markanter Akzente durch zeitgenössische Architektur auf das städtebaulich-künstlerische non plus ultra Frauenkirche zu verzichten.«<sup>15</sup>

Von seiten der zuständigen Evangelischen Landeskirche wurde ganz im Gegensatz zur Dresdner Wiederaufbaulobby zunächst keinerlei Bedarf und sogar strikte Ablehnung signalisiert, ein Gotteshaus ohne dazugehörige Gemeinde als Attrappe wiederzuerrichten. Es wurde keine Notwendigkeit gesehen, sich in der heutigen Zeit in

<sup>13</sup> Zit. nach M. Gretzschel (s. A 6), S. 43–44.

<sup>14</sup> In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege*, 49. Jg., Heft 1/1991, S. 79.

<sup>15</sup> U. Böhme, o.T. (Meinungsstreit: Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche oder Erhaltung der Ruine als Denkmal?), in: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege*, 49. Jg., Heft 1/1991, S. 87.

einem triumphierenden Bau der Frauenkirche, der mit erheblichem finanziellen Aufwand repliziert werden müßte, zu repräsentieren. In einer Stellungnahme des Evangelisch-Lutherischen Landeskirchenamtes Sachsen hieß es diesbezüglich: »Ein Gebäude wie die ehrwürdige Frauenkirche entspricht nach Auffassung des Landeskirchenamtes nicht dem heutigen Wesen von Kirche. Es würde unserem Selbstverständnis von Kirche widersprechen, wenn ein dreistelliger Millionenbetrag für den Wiederaufbau zur Verfügung gestellt würde, während Millionen Menschen in der Zweidrittelwelt leiden oder gar verhungern.«<sup>16</sup> Die Ablehnung der evangelischen Kirche war gerade auch in der Tatsache begründet, daß die wiederaufgebaute Frauenkirche in erster Linie als repräsentativer Raum für Konzerte und Veranstaltungen geplant ist, und die Nutzung als Gotteshaus, als das es vorgeblich re-inszeniert wird, nicht im Vordergrund stehen wird. Die evangelische Kirche hat ihre Meinung aber kurz darauf revidiert und ihre ablehnende Haltung gegenüber einem Wiederaufbau aufgegeben, so daß der soziale Friede in Dresden diesbezüglich wieder hergestellt worden war. Nach diesem Einlenken rief die Bürgerinitiative mit zahlreichen Appellen nachdrücklich zu Spenden für den Wiederaufbau der Frauenkirche auf. Durch den Verkauf von Stifterbriefen durch die »Dresdner Bank« und durch die Aktion »Ein Stein für die Frauenkirche«, mit der die »Adoption« eines Originalsteins möglich wurde.

Wenn so auch die finanzielle und emotionelle Zuwendung zum Dresdner Wiederaufbauprojekt wuchs, so wurden die Argumente, die den hauptsächlich aus dem Kreis der Denkmalpflege kommenden Gegnern des Projekts entgegengehalten wurden, nicht gerade überzeugender, wenn etwa wiederholt in einem circulus vitiosus »argumentiert« wurde, daß man die Frauenkirche wiederaufbauen wird, weil man sie wiederaufbauen muß, weil man sie wiederaufbauen will. Jeder sachlich vorgetragene Einwand der Projektgegner wurde somit in der Regel mit dem emotionalen Insistieren auf der einmal getroffenen Willenserklärung zurückgewiesen, wie etwa hier im »Ruf aus Dresden«: »Wir wissen auch, daß Neubauten und Erhaltung von Altbauten angesichts des Zerfalls vieler Gebäude notwendiger sind als der Aufbau der Frauenkirche. Dennoch: Wir wollen uns nicht damit abfinden, daß dieses einmalige und großartige Bauwerk Ruine bleiben soll oder gar abgetragen wird [...] 45 Jahre nach ihrer Zerstörung ist auch für uns die Zeit herangereift, die Frauenkirche als einen verpflichtenden Besitz der europäischen Kultur wiedererstehen zu lassen.«<sup>17</sup>

Im März 1990 wurde auf die Initiative Güttlers von der Bürgervereinigung die »Gesellschaft zur Förderung des Wiederaufbaus der Frauenkirche Dresden e.V.« gegründet, die zum Zweck des Wiederaufbauvorhabens wiederum eine Stiftung gründete. Nachdem der Rat der Stadt Dresden im Februar dem Wiederaufbau der Frauenkirche zugestimmt hatte, wurde am 12. Februar 1993 mit der Entrümmerung des Ruinen-

<sup>16</sup> Zit. nach M. Gretzschel (s. A 6), S. 37.

<sup>17</sup> Zit. nach M. Gretzschel (s. A 6), S. 33 ff.

bergs begonnen, die erst nach einer Zeit von 15 Monaten abgeschlossen werden konnte. Am 27. Mai 1994 wurde dann offiziell mit dem Wiederaufbau begonnen, der Festakt zum Baubeginn wurde unter Anwesenheit des sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf zelebriert. Die Bauherrschaft des Wiederaufbaus hat die 1991 gegründete »Stiftung Frauenkirche Dresden e.V.« übernommen, die auch die geschätzten Nettobaukosten von 250 Millionen Mark durch Spenden aufbringen will. Bis zum Jahr 2000 soll der Neubau bereits bis zur Höhe des Kranzgesimses (einschließlich der gewölbten Innenkuppel) hochgezogen, bis zum Jahr 2006, so die Planungen, soll die Frauenkirche mitsamt der Innenraumgestaltung zum Dresdner Stadtjubiläum wiederaufgebaut sein. Die aufwendigen Rekonstruktionsarbeiten basieren auf umfangreich überlieferten Plan- und Messungsmaterialien, zeichnerischen Unterlagen, Grund- und Aufrissen, die während der Sanierung und Instandsetzung der Frauenkirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1924–1943) zusammengetragen wurden und den Krieg überdauert haben. Aber auch Planunterlagen aus der Nachkriegszeit, insbesondere die dokumentarischen Arbeiten des Architekten Arno Kiesling wurden zum Wiederaufbau, der unter der Verwendung der stehengebliebenen Ruinenteile und des erhaltenen, nutzbaren Trümmergesteins erfolgen soll, herangezogen. Alle Arbeiten werden vom Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege begleitet und überwacht.

Für die Rekonstruktionsarbeiten (in erster Linie aber gerade auch für Werbezwecke) wurden auch auf die Möglichkeiten der »virtual reality« des Computerzeitalters zurückgegriffen. Die Firma IBM entwickelte aufwendige Computeranimationen und Computermodelle, und investierte dafür Kosten von 1,5 Millionen DM. Das IBM-Projekt macht durch perfekte Computersimulationen mit der Visualisierung der Baupläne auch die räumliche Dimension – sowohl der Außen-, als auch der Innenansicht des entstehenden Bauwerkes – (samt Lichteinfall und der Wahl verschiedenster Perspektiven) mit Hilfe eines Cyberspace-Equipments erlebbar: »Mit Hilfe von komplizierten Zusatzgeräten [...] kann der Betrachter sogar den Innenraum der Kirche betreten und sich ein räumliches Erlebnis verschaffen. Er kann den Innenraum durchschreiten und sich beliebig nach links oder rechts wenden. Dementsprechend ändern sich dann die Innenansichten. Je nach dem gewählten imaginären Standort ändert sich die Perspektive, aber auch der Lichteinfall von den Fenstern her und demzufolge auch die Schatten.«<sup>18</sup> Nur am Rande sei darauf verwiesen, daß eine derartige kosten- aufwendige Aktion in der gegenwärtigen Zeitstimmung nur für derartige populäre Re-Inszenierungsprojekte denkbar und realisierbar wird, daß der Vision einer modernen architektonischen Lösung an dieser Stelle mit größter Sicherheit die entsprechenden Geldgeber gefehlt hätten, um das projizierte Gebäude in vergleichbar populärer Weise im Vorhinein medien- und publikumswirksam visualisieren zu können.

<sup>18</sup> P. Müller (s. A 7), S. 129.

Der Medienaufwand, mit dem der Wiederaufbau der Frauenkirche in der Öffentlichkeit propagiert und populär gemacht wird, sollte nicht vergessen lassen, wie angreifbar ein solches Projekt aus der Sicht der Denkmalpflege ist und sein muß. Der Terminus der »archäologischen Rekonstruktion«,<sup>19</sup> der im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau der Frauenkirche schlagwortartig und vermeintlich legitimierend repetiert wird, ist – in Anbetracht einer rationalen Betrachtung des Bauvorhabens – trügerisch, denn die noch aufrecht stehenden ruinösen Bauteile der Frauenkirche machen weniger als zehn Prozent der einstigen Baumasse aus. Dieser Rest, sowie die bei der Enttrümmerung geborgenen, und jetzt – aufgrund von Konstruktionsfragen nur teilweise – wiederzuverwendenden Sandsteine und Bauteile, dienen als Argument dafür, daß es sich hier nicht um einen Neubau nach alten Plänen handele, sondern eben um eine »archäologische Rekonstruktion«, um einen angeblichen »Akt der Rettung der materiellen Substanz«.<sup>20</sup> Aus diesen Behauptungen und Begriffsverwirrungen wurde dann die mehr als absurd erscheinende Feststellung abgeleitet, daß die »archäologische Rekonstruktion« das Original wiedererstehen lasse, daß das Resultat des Wiederaufbaus keine Kopie sein wird, sondern die »Wiederherstellung des Originals«.

Diese Behauptung basiert auf der Vorstellung, daß das Denkmal Frauenkirche fünfzig Jahre nach seiner Zerstörung »quasi noch existent ist«.<sup>21</sup> Da der Bestandteil von Resten der originalen, 1945 untergegangenen Frauenkirche im neu erstehenden Bau jedoch im Endeffekt sehr gering sein wird, muß hier vom denkmalpflegerischen Standpunkt aus ganz eindeutig und unzweifelhaft – trotz aller gegenläufigen Behauptungen – von einem Neubau gesprochen werden, der die Formen der Dresdner Frauenkirche wiederaufgreift und mit Versatzstücken und Originalfragmenten der alten Frauenkirche operiert (um den Schein von Historizität zu wahren), ein Neubau der aber nicht – wie in den Schutzbehauptungen der Re-Inszenierungsbefürworter artikuliert – wieder die originale Frauenkirche sein wird und sein kann. Was hier lediglich entstehen kann, ist die Kopie des nicht mehr erhaltenen und in seiner Authentizität unwiederbringlich verloren gegangenen authentischen Originals. Die heute entstehende Frauenkirche kann sich zwar formal an ihren Vorgängerbau halten, sie kann aber niemals »historisch getreu« und in ihrer materiellen Substanz historisch wahrhaftig sein, sondern sie muß zwangsläufig als Replik angesehen werden, der eine denkmalpflegerische Legitimation eindeutig abgesprochen werden muß.

Da der Neubau der Frauenkirche im Endeffekt nicht denkmalpflegerisch zu legitimieren ist, wurde von den Re-Inszenierungsbefürwortern von Beginn an nach ande-

<sup>19</sup> Siehe dazu H. Magirus, Der archäologische Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche. Eine wissenschaftstheoretische Grundlegung, in: Die Dresdner Frauenkirche. Jb. zu ihrer Geschichte und zu ihrem archäologischen Wiederaufbau, Bd. 1, Weimar 1995, S. 81–84.

<sup>20</sup> H. Magirus (s. A 19), S. 83.

<sup>21</sup> W. Köckeritz, Probleme des archäologischen Wiederaufbaus der Frauenkirche, in: Dresdner Hefte, 10 Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 77.

ren, schlagkräftigeren, glaubwürdigeren und auf fachlicher Seite weniger leicht zu widerlegenden Argumentationen gesucht. Das wohl schlagkräftigste und sicherlich gewichtigste Argument, das in diesem Zusammenhang vorgetragen wurde, betrifft den Aspekt der herausragenden Bedeutung des ehemaligen (»unverzichtbaren«) Wahrzeichens Frauenkirche für das Dresdner Stadtbild und für das Elbpanorama. Es bleibt unbestritten, daß die Frauenkirche als Identifikationsbauwerk, als optischer Kulminationspunkt und »Stadtkrone« des alten Dresden vor ihrer Zerstörung über zweihundert Jahre lang essentielles, spezifisches und dominierendes Bestandteil von einem der großartigsten städtebaulichen Ensembles der Welt war, und daß durch das Verschwinden des Kuppelbaus die Stadtsilhouette im direkten Vergleich zur Zeit vor 1945 lediglich einen Torso darstellt. Heinrich Magirius stellte von daher in seiner Denkschrift fest, daß nur mit dem Wiederaufbau der Frauenkirche die »berühmte Silhouette der Stadt wieder auf das rechte Maß gebracht« werden könne.<sup>22</sup>

Im Gegensatz zu dieser Diagnose und den daraus erwachsenden Forderungen nach dem Wiederaufbau der Frauenkirche, wurde durchaus auch die Position vertreten, daß der Aspekt der stadtbildprägenden Wirkung alleine noch keine hinreichende Legitimation darstelle, die Frauenkirche heute rekonstruieren zu dürfen: »Kulturhistorische, ästhetische und städtebaulich-architektonische Argumente sprechen für den Neuaufbau der Frauenkirche. Wer wollte sich diesen verschließen? Aber – ist damit bei aller Würdigung und Toleranz eine hinreichende Begründung für den Neuaufbau gegeben?«<sup>23</sup> Was in Dresden fast gar nicht diskutiert wurde, war die Frage, ob – wenn man den Aspekt der stadtbildprägenden Wirkung als Hauptargument für den Wiederaufbau ansieht – nicht vielmehr auch eine neue stadtbildprägende Dominante, die als originäre und bewußte Architekturschöpfung des 20. Jahrhunderts in der Lage gewesen wäre, ein sinnfälliges Zeichen unserer heutigen Zeit und ein nachdrückliches Bekenntnis zur heutigen Gegenwart zu manifestieren, nicht ebenso als Alternative zur Frauenkirchenreplik denkbar gewesen wäre. Statt dessen trug man mit dem weitgehenden Außerachtlassen einer modernen Alternative zur allgemeinen Bankrotterklärung der zeitgenössischen Architektur bei: »Wird ein moderner Bau, und sei er noch so bedeutend, diese Fernwirkung erreichen können, die die Maler zweier Jahrhunderte seit Canaletto inspiriert hat?«<sup>24</sup>

Ein weiterer Aspekt, der das Dresdner Re-Inszenierungsprojekt von anderen vergleichbaren Projekten nachhaltig unterscheidet und auf die letztendliche Konsequenz derartiger Projekte verweist, betrifft eine Folgeerscheinung der nun erfolgenden Re-Inszenierung der Frauenkirche, nämlich die daran anschließende, nachgeschobene

<sup>22</sup> H. Magirius, o. T. (Meinungsstreit: Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche oder Erhaltung der Ruine als Denkmal?), in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, 49. Jg. Heft 1/1991, S. 81.

<sup>23</sup> U. Böhme (s. A 15), S. 87.

<sup>24</sup> W. J. Siedler, Plädoyer für einen Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses, in: B. Rolka / K.-D. Wille, Das Berliner Stadtschloß. Geschichte und Zerstörung, Berlin 1993, S. 108.

Forderung, auch die ursprüngliche, 1945 ebenfalls verlorene umgebende Bebauung in historisierenden Formen wiederherstellen zu wollen, ein Problemfeld, auf das an dieser Stelle näher eingegangen werden muß.

Nachdem der Wiederaufbau der Frauenkirche bewilligt und begonnen worden war, stellte man plötzlich – sub specie necessitatis argumentierend – fest, daß die wiedererstehende Frauenkirche ihre Wirkung nur in einem »ihr entsprechenden« Umfeld – quasi nur im Bezugsrahmen einer entsprechenden Bühne – entfalten könne, und daß folglich – um die Einheitlichkeit der Vorkriegszeit wiedererlangen zu können – auch die ursprüngliche, rahmende Neumarktbebauung re-inszeniert werden müsse: »Platz und Kirche bildeten eine nicht mehr voneinander zu trennende Einheit«,<sup>25</sup> folglich muß heute auch die entsprechende historisierende Kulisse für die wiedererstehende Frauenkirche wiederholt werden, um den Traum vom alten Dresden »perfekt« zu machen, so, als hätte es den Zweiten Weltkrieg und die Zerstörung der Stadt niemals gegeben. Bezüglich dieser Forderungen mußte sogar – in einem Statement des Dresdner Stadtentwicklungsdezernenten Günter Just – die personifizierte Frauenkirche als Stichwortgeber für eine historisierende Wiedererrichtung des baulichen Umfeldes dienen: »Die im Wiederaufbau befindliche Frauenkirche will (!) nicht als einsames Monument auf weiter Flur dominieren.«<sup>26</sup> Der erfolgende Wiederaufbau der Frauenkirche muß insofern also auch im direkten Kontext zur Dresdner Innenstadtplanung und zur zukünftigen Ausgestaltung des Dresdner Neumarkts, und damit auch im Kontext zu den diesbezüglich erhobenen Forderungen gesehen werden. Die gesamte ursprüngliche, die Frauenkirche umgebende und architektonisch rahmende Bebauung des Neumarkts, die ebenfalls bei den Bombenangriffen des 13. Februars 1945 zerstört worden war, müsse – so die Forderungen – zumindest in ihren wichtigsten Dominanten wiederhergestellt und somit die Umgebung dem neu erstehenden Bauwerk angepaßt werden.

Die »Wiederherstellung« der ursprünglichen städtebaulichen Situation wird somit in dieser Konsequenz mit großem Nachdruck gefordert und sogar zur unbedingt notwendigen Maßnahme stilisiert: »Die wiederaufgebaute Frauenkirche muß [...] die ihr gemäße Umgebung zurückerhalten.«<sup>27</sup> Das Bestreben, das Neumarktensemble ebenfalls historisierend zu rekonstruieren wird somit als logische Konsequenz aus dem Wiederaufbau der Frauenkirche zu stilisieren versucht, denn oberstes Ziel dieser Bestrebungen ist es, der wiederaufgebauten Frauenkirche »ein ihr entsprechendes Umfeld zu verleihen«. Diese Bestrebungen, die mit dem Schlagwort der »Rückführung«

<sup>25</sup> S. Hertzog, Zur Baugeschichte des Neumarktes mit Aspekten des Wiederaufbaus, in: Die Dresdner Frauenkirche. Jb. zu ihrer Geschichte und zu ihrem archäologischen Wiederaufbau, Bd. 1, Weimar 1995, S. 227.

<sup>26</sup> G. Just, o. T. (Vorbemerkung »Der Dresdner Neumarkt«), in: Dresdner Hefte, 13. Jg., Heft 44, 4/1995, Dresden 1995, S. 3.

<sup>27</sup> H. Magirius, George Bährs Frauenkirche als Mitte der Bürgerstadt Dresden, in: Dresdner Hefte, 10 Jg., Heft 32, 4/1992, Dresden 1994, S. 73.

zu verklären versucht werden, schließen insbesondere die Forderungen mit ein, das Gebiet des vor 1945 von repräsentativen Adelspalais, luxuriösen Hotels (Hôtel de Saxe, Hotel Stadt Berlin, Hotel Stadt Rom) und einfacherer Wohnbebauung (Bürgerhäuser) geprägten Neumarktes wieder – in den Abgrenzungen der alten, traditionellen Parzellenstrukturen und gemäß der historischen Fluchtlinienführung sowie in den Formen der ehemals charakteristischen kleinteiligen Bebauung – neu zu bebauen und die 1945 verloren gegangene städtebauliche Raumstruktur des Neumarktbereiches so als stadträumliche Re-Inszenierung wiedererstehen zu lassen, indem Gebäude wiedererstehen sollen, die seit einem halben Jahrhundert nicht mehr existiert haben. Überlegung hingegen, ob die bestehenden Nachkriegsarchitekturen, die das Dresden der letzten Jahrzehnte geprägt haben und ein konkretes Zeugnis der Nachkriegsgeschichte dieser Stadt sind, nicht als eigenständige, erhaltenswerte Denkmale zu werten sind, die eine sinnfällige Auskunft über die deutsche Nachkriegszeit geben, werden hingegen kaum angestellt oder gehen in der Re-Inszenierungseuphorie unter.

Statt sich auf die Erhaltung der real bestehenden Architektur zu besinnen, träumt man davon, daß bestimmte Bauten historisch getreu rekonstruiert und nachgeschöpft werden sollen (was bei der unzulänglichen bis mangelhaften Quellenlage mehr als schwierig sein dürfte) und als »Leitbauten« für Neubauprojekte fungieren sollen. Die Folge wäre, daß alle hier entstehenden Neubauten strengen Regularien und verbindlich geltenden, detaillierten Vorschriften unterworfen wären, und schon jetzt wird diesbezüglich mit Nachdruck von den Rekonstruktionsbefürwortern gefordert, »in einem derartig sensiblen Gebiet die »städtebauliche Kandare« etwas straffer anzulegen.«<sup>28</sup> Bewußt nicht weiter thematisiert wird von den Rekonstruktionsbefürwortern die Tatsache, daß der so wiedererstehende Neumarkt schon alleine aus wirtschaftlichen Gründen eine völlig andere Nutzungsstruktur und damit einhergehend auch eine völlig andere Dimension hätte als der alte: Während der Neumarkt der Vorkriegszeit überwiegend ein Wohnquartier war, würde der neu erstehende Neumarkt aus wirtschaftlichen Interessen zu einem repräsentativen Quartier für den gehobenen Einzelhandel, so daß die rekonstruierten und die phantasierten Fassaden an dieser Stelle letztendlich nichts anderes wären als Kulissen für ein gesteigertes »Einkaufserlebnis«.

Die potentielle technische, anscheinend im hohen Maße verlockende Möglichkeit, an dieser Stelle für den laienhaften Betrachter den Eindruck eines unzerstörten Neumarktes samt Frauenkirche erlangen zu können, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß selbst die genaueste Rekonstruktion der strukturellen und architektonischen Gegebenheiten und der historischen Maßstäblichkeiten nicht den alten, historisch gewachsenen Neumarkt der Vorkriegszeit in seiner historischen und materiellen Dimension wiederauferstehen lassen kann, denn dieser Platz stellte in seinem histori-

<sup>28</sup> K. Lässig, Voraussetzungen für die Bebauung des Neumarktes – 12 Grundsätze eines Gestaltungsplanes, in: Dresdner Hefte, 13. Jg., Heft 44, 4/1995, S. 59.

schen Erscheinungsbild ein in mehreren Jahrhunderten gewachsenes Gesamtkunstwerk von europäischer Bedeutung dar. Den Rekonstruktionsbefürwortern muß bewußt sein, daß ein derartiges historisch gewachsenes und aus vielen geschichtlichen Einzelschritten hervorgegangenes, nicht bewußt geplantes oder aus einer geschlossenen Konzeption entstandenes städtebauliches Ensemble heute nicht »aus einem Guß« wiedererschaffen und synthetisiert werden kann. Noch ist die Zukunft des Neumarktbereiches offen: Führt der Weg »uns zum geputzten Puppenstuben-Quartier, das es früher so nie gab, oder zum neuen Bauen im historischen Kontext?«<sup>29</sup>

Momentan herrscht in Dresden trotz aller denkmalpflegerischen Einwände die Vorstellung, daß man die bauliche Qualität des Neumarktes zwangsläufig nur mit der historisierenden »Rückführung« auf den Vorkriegszustand wiederherstellen und wiederbeleben könne, so daß hier – wieder einmal unter der vermeintlichen Prämisse der Denkmalpflege – nicht mehr existierende Denkmale zur Erlangung von »Stadtqualität« re-inszeniert werden sollen. Einwände, durch solche Maßnahmen das »Disneyland Frauenkirche« perfektionieren zu wollen, werden bereits im vorhinein mit dem Argument zu widerlegen versucht, daß hier schließlich ohne Bruch (!) an die Vorkriegstradition angeknüpft werden solle: »Der Vorwurf, hier ein bloßes Disneyland zu kreieren, könnte sich nur erheben, wenn [...] die Grundriß- und Baustruktur mit den Fassaden nicht übereinstimmen. Wenn hingegen die Parzelle und das Einzelhaus wirklich den funktionalen Kern der Gestaltung bildet, wird die historische Erscheinung ohne Bruch (!) in eine multifunktionale Ordnung der zukünftigen Stadt hinübergerettet werden.«<sup>30</sup>

Gerade die hier angeführte Tatsache, daß durch eine historisierende Wiedererrichtung von Frauenkirche und umgebender Bebauung sowohl die Zerstörung als auch die Nachkriegstradition dieser Stätte – und der damit in Verbindung stehende Traditionsbruch – an dieser prominenten Stelle im Stadtbild (gerade hier, wo sich dies zuvor am sinnfälligsten manifestiert hatte!) vollkommen kaschiert und zugunsten der Suggestion falscher historischer Kontinuitäten ausgeblendet würde, macht doch die aktuellen Bestrebungen, die auf eine perfekte Illusion und damit auf eine perfekte Geschichtsfälschung zielen, höchst problematisch. Charakteristisch ist diesbezüglich auch, daß Magirius von der »Rettung« einer längst nicht mehr vorhandenen historischen Erscheinung spricht, wo doch eigentlich im Hinblick auf die Tatsachen und Fakten vielmehr von der Re-Inszenierung des alten Neumarktes gesprochen werden müßte. Wiederholt wurde diesbezüglich auch auf den inszenatorischen Charakter eines solchen Vorhabens hingewiesen: »So kann man sich kaum dem Eindruck entziehen, das Konzept habe mehr mit Inszenierung als mit Denkmalpflege zu tun.«<sup>31</sup>

<sup>29</sup> G. Just (s. A 26), S. 3.

<sup>30</sup> H. Magirius (s. A 27), S. 73.

<sup>31</sup> G. Albers, Denkmalpflege oder Inszenierung? Zur Wiederherstellung des Dresdner Neumarktes, in: Dresdner Hefte, 13. Jg., Heft 44, 4/1995, S. 110.

Zur Zeit arbeitet man noch an der Erstellung eines Bebauungsplans und einer Gestaltungssatzung für den Neumarkt, Entscheidungen bezüglich der Re-Inszenierung des »historischen Umfeldes« oder der Etablierung moderner Architektur am Neumarkt wurden bisher nicht getroffen: »[Das] sind alles Konjunktive bzw. Zukunftsmusik. Bei der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage ist es ja auch ganz unsicher, ob sich Investoren zum Bau von Häusern am ehemaligen Neumarkt überhaupt entschließen werden.«<sup>32</sup> Gerade, da diesbezügliche Entscheidungen noch nicht gefällt wurden, sollte man sich in Dresden die Zeit nehmen, über eine zukunftsgemäßere Lösung nachzudenken und über Architektur aus heutiger Zeit am Neumarkt zu diskutieren, anstatt die Re-Inszenierung auch noch des Umfeldes der Frauenkirche zu forcieren, denn nur so kann man sich vor der zu befürchtenden Belanglosigkeit einer projizierten historisierenden Neumarktbebauung schützen.

#### 4. Das »Wunder von Dresden«

Das Re-Inszenierungsprojekt Dresdner Frauenkirche ist schnell Objekt einer einsetzenden Mythenbildung geworden und wurde wiederholt zum »Wunder von Dresden« stilisiert. Diese mythische Überhöhung des Projektes verhinderte eine nüchternrationale Auseinandersetzung mit dem Projekt – zumindest in Dresden – weitgehend und diktierte eine stark emotionalisierte, bewußt unkritisch-unreflektierte, leidenschaftlich geführte Diskussion um den Wiederaufbaugedanken, was zum einen in den Formulierungen der Spendenaufrufe, und zum anderen auch in den neueren Publikationen zum Ausdruck kommt. So konstatiert etwa der Vorstandsvorsitzende der »Gesellschaft zur Förderung des Wiederaufbaus der Frauenkirche Dresden e.V.«, Ludwig Güttler, in seinem Vorwort zu Matthias Gretzschels Buch über die Frauenkirche, daß der Autor das Thema mit »Akribie und persönlichem Ergriffensein«<sup>33</sup> behandelt habe. Aber Güttler bekennt auch für sich selbst: »Wir fühlen uns mit heißem Herzen und nicht ganz kühlen Kopf getrieben, uns für den Wiederaufbau einzusetzen.«<sup>34</sup> Eine wünschenswerte kritisch-nüchterne, jenseits von Emotionen angelegte Auseinandersetzung mit der Thematik scheint, zieht man das Resümee aus den Diskussionen der vergangenen Jahre, kaum möglich zu sein. Die Emotionalisierung der Debatte muß hier also als untrennbarer Bestandteil des Umgangs mit diesem Rekonstruktionsvorhaben angesehen werden. Gerade auch der Lokalpatriotismus ist zu einem wesentlichen Bestandteil der Diskussion geworden, wenn etwa Ludwig Güttler die Frauenkirche zum »Ausdruck sächsischer Liberalität und Toleranz« stilisiert, die »für Dresdens wiederzugewinnende Identität unverzichtbar [sei].«<sup>35</sup>

<sup>32</sup> Pers. Mitteilung von H. Magirius vom 9. 7. 1996.

<sup>33</sup> In: M. Gretzschel (s. A 6), S. 7.

<sup>34</sup> Zit. nach M. Gretzschel (s. A 6), S. 35.

<sup>35</sup> *Die Dresdner Frauenkirche*. Geschichte, Zerstörung, Rekonstruktion, in: *Dresdner Hefte*, 10. Jg., Heft 32, 4/1992, S. 3.

Über die lokalpatriotische Verklärung hinaus wurde durch die Mythisierung des Projekts der Wiederaufbau auch als ein Akt nationaler Tragweite bezeichnet, so sprach etwa der ZDF-Intendant Dieter Stolte bezüglich des Wiederaufbaus der Frauenkirche von einem »Beitrag zur kulturellen Identität und zur sichtbaren Einheit Deutschlands.«<sup>36</sup> Ludwig Güttler interpretierte darüber hinaus das »Wunder von Dresden« auch unter einem konkreten politischen Gesichtspunkt, wenn er den durch Privatpenden zustande kommenden Wiederaufbau der Frauenkirche als »ein kraftvolles Signal für den Aufschwung Ost«<sup>37</sup> zu instrumentalisieren versucht.

Am fragwürdigsten im Bezugsrahmen der Mythenbildung um das Dresdner Wiederaufbauprojekt erscheint die zumeist nur in den Raum gestellte, selten konkret ausgeführte und näher begründete These, daß die wiedererrichtete, aus Ruinen auferstandene Frauenkirche zum Mahnmal gegen den Krieg und für die Versöhnung und Verständigung unter den Völkern würde und folglich die Mahnmaltradition fortführe, die der Ruine in den letzten fünf Jahrzehnten innegewohnt hat: »Im Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 20. Februar 1992 wird angesprochen, daß die wiederaufgebaute Kirche in gewisser Weise den Charakter eines Mahnmals und einer Gedenkstätte bewahren sollte, den bisher die Ruine hatte«. Ludwig Güttler stellte diesbezüglich die These auf: »Die wiederaufgebaute Frauenkirche wird als Gotteshaus immer Mahnmal bleiben. Sie wird – in der Mitte Europas – ein Symbol für Zerstörung und Aufbau, Tod und Auferstehung sein.«<sup>38</sup> Die Ruine war bis zum Beginn der Wiederaufbauarbeiten ein symbolträchtiges Denkmal für den Zusammenbruch, ein sinnfälliges Zeit- und Geschichtsdokument deutscher Vergangenheit in diesem Jahrhundert, ein Symbol für Zusammenbruch in jeder Hinsicht: »Im öffentlichen Bewußtsein ist die Ruine bis auf den Tag Ort klagender Mahnung an die von einem großenwahnsinnigen Deutschland und seinem verblendeten Volk ausgegangene Kollektivschuld.«<sup>39</sup> Mit der jetzigen Wiederherstellung der Frauenkirche wird doch gerade das bis jetzt bestehende und bewußt beibehaltene Mahnmal gegen den Krieg, das die Ruine in den letzten Jahrzehnten sinnfällig dargestellt hat, zerstört.

Wie kann eine wiederaufgebaute, die historische Brüche im Stadtbild ungeschehen machende Frauenkirche ernsthaft die spezifische Mahnmalwirkung der Ruine fortführen? »Durch das Phantom Neuaufbau würde das Ruinensymbol sterben, ohne daß dabei real ein neues Symbol, etwa für europäische Einheit, auferstehen könnte. [...] Solcherart zukunftsbezogene Erwägung rät dringend zur Bewahrung des symbolträchtigen Zeit- und Geschichtsdokuments Ruine und eben nicht zur Flucht aus den durch unermeßliche Schuld verursachten Trümmern mittels Neuaufbau. [Dieser]

<sup>36</sup> Zit. nach R. Gültner / M. Sommer, Ein Baustein für die Frauenkirche, in: *Das ZDF-Monatsjournal*, 12. Jg., 4/1996, S. 81.

<sup>37</sup> In: M. Gretzschel (s. A 6), S. 8.

<sup>38</sup> In: M. Gretzschel (s. A 6), S. 7.

<sup>39</sup> U. Böhme (s. A 15), S. 86.

wäre ahistorisch und verleugnete die weit über den Zusammenbruch der Frauenkirche hinausreichende Katastrophe.«<sup>40</sup>

Wiederholt wurde von den Rekonstruktionsbefürwortern in legitimierender Intention die Ansicht vertreten, daß sich das einzigartige historische Schicksal des Bauwerks an den Schnittstellen der wiederverwendeten schwarzen Trümmerteile und dem neuen hellen Sandstein ablesbar erhalte, so daß auf diese Weise also die erkennbare, farblich abgesetzte Narbe und zudem die (vorerst) belassenen schief stehenden Mauerteile der alten Frauenkirche den Grad der Zerstörung auch im Neubau noch sinnfällig dokumentieren werde, da die Gesamterscheinung des Baus lange Zeit noch nicht homogen sein werde. Demgegenüber wird jedoch die Tatsache weitgehend verschwiegen, daß sich durch das Nachdunkeln der neuen Bauteile und einer damit in Verbindung stehenden allmählichen farblichen Angleichung zwischen Alt und Neu zwangsläufig ein Verschwinden dieser »Narbe« ereignen wird, und darüber hinaus – technisch ohne weiteres möglich – auch die jetzt noch schief stehenden Mauerteile aus ästhetischen Gründen zukünftig je nach Belieben beseitigt werden können,<sup>41</sup> so daß der momentan vorgeschobene Charakter des Mahnmals im neuen Bau zumindest potentiell jederzeit ohne größere Schwierigkeiten wieder beseitigt, und nach der Fertigstellung der Frauenkirche durchaus dem Wahn von einer schönen Oberfläche geopfert werden kann. Somit besteht hier die grundlegende Gefahr, daß die neue Frauenkirche vielmehr zum Monument des Vergessens und des Verdrängens historischer Realität als zum Monument eines sinnvollen Gedenkens werden könnte: »Man darf [...] gespannt sein, auf welche Weise bei der Frauenkirche als Ort der Religion der Spagat zwischen der Wirklichkeit des Tourismus und dem berechtigten Wunschtraum eines Totengedenkens tatsächlich gelingt.«<sup>42</sup>

Im »Ruf aus Dresden« wurde formuliert, daß mit dem Wiederaufbau der Frauenkirche der Weltkultur ein architektonisches Kunstwerk von einzigartiger Bedeutung wiedergeschenkt werde, daß ein »Bild aus der Vergangenheit [...] zur realen Vision für die Zukunft [werde]«. <sup>43</sup> Diesbezüglich bleibt nur die Frage zu stellen, ob es sich nicht bei der neuen Frauenkirche um ein zweifelhaftes »Geschenk« handelt, ob die »Vision für die Zukunft« nicht vielmehr die fragwürdige Vision einer verklärten, zurückschnehten Vergangenheit ist, deren Ziel (ein Plagiat) nicht die reale Vergangenheit »wiederauferstehen« läßt, sondern vielmehr die Zukunft zu täuschen in der Lage ist: »Eine neuerbaute Frauenkirche bleibe trotz bester analytischer Bestandsunterlagen und Aufmaße kunsthistorisch, philosophisch, denkmalpflegerisch lediglich eine Kopie, ja ein Plagiat, das unwahrhaftig das nicht wiederholbare Original vortäuscht und Ge-

<sup>40</sup> U. Böhme (s. A 15), S. 88 f.

<sup>41</sup> Mitteilung des Baudirektors der Dresdner Frauenkirche, E. Burger, am 20. 10. 1995.

<sup>42</sup> U. Mainzer, Denkmäler zwischen Traum und Wirklichkeit. Zum selektiven Umgang mit Geschichte, in *Wallraf-Richartz-Jahrbuch*, Bd. LVII, Köln 1996, S. 217.

<sup>43</sup> M. Gretzschel (s. A 6), S. 10.

schichte kaschiert.«<sup>44</sup> Trotzdem, daß selbst Befürworter der Rekonstruktion eingestehen, daß mit dem Wiederaufbau nicht mehr die originäre Frauenkirche wiederauferstehen kann – »Die wiederaufgebaute Frauenkirche kann [...] Bährs Frauenkirche nie wieder sein« –,<sup>45</sup> wird jedoch auf der anderen Seite in Dresden die Forderung vorgebracht, daß die Frauenkirche – ein nicht mehr existierendes Denkmal! – in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen werde. Die Dresdner sollten sich bewußt sein und auch zukünftig vor Augen halten, daß sich einmal zerstörte Denkmale nicht nach Belieben replizieren lassen, daß man mit der wiederaufgebauten Frauenkirche lediglich ein Objekt der heutigen Gegenwart, ein Traumbild generieren wird, das weder als historisches Dokument, noch als originäres Kunstwerk authentisch sein kann, sondern das vielmehr als Zeugnis der Gegenwart und deren Geschichtsverständnis, also als ein Objekt des 20. Jahrhunderts anzusehen ist.<sup>46</sup>

Die Dresdner Frauenkirche hat 1945 aufgehört zu existieren, der Trümmerberg als Mahnmal war die – vom Standpunkt der Denkmalpflege eindeutig zu bewahrende – Realität des ursprünglichen Monuments. Der jetzige Wiederaufbau kann nicht ernsthaft als logische Konsequenz aus der Geschichte verklärt werden, sondern muß als die Inszenierung eines fragwürdigen Traumbildes angesehen und interpretiert werden: »Historisch und denkmalpflegerisch ist dieser Wiederaufbau nicht zu rechtfertigen, als politische Entscheidung wird er verständlich, doch müssen sich die Entscheidungsträger – dies gilt auch für eine kollektive Mehrheit – sagen lassen, daß ihr Umgang mit Geschichte unehrlich ist. Solche Entscheidungen sind Ausdruck der Restauration und spiegeln einen orientierungslosen, historisch retrospektiven gesellschaftlichen Zustand. Man kann solche Tendenzen nicht aufhalten, allenfalls bewußt machen.«<sup>47</sup>

<sup>44</sup> U. Böhme (s. A 16), S. 87.

<sup>45</sup> H. Magirius (s. A 19), S. 83.

<sup>46</sup> In diesem Zusammenhang muß darauf verwiesen werden, daß der problematische Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche keine singuläre Erscheinung im gegenwärtigen Zeitkontext ist, sondern vielmehr lediglich ein – wenn auch sicherlich herausragendes – Fallbeispiel unter vielen ähnlich gelagerten darstellt. Konsequenz dessen ist, daß das Dresdner Rekonstruktionsprojekt von daher auch in einem größeren Rahmen gesehen werden muß: Statt auf innovative Gegenwartsarchitektur und die Etablierung von Zeichen unserer eigenen Zeit zu setzen, flüchtet man sich heute im Rahmen neohistorischer Bestrebungen und im Rahmen einer rückwärtsgerandten Re-Inszenierungswelle kriegszerstörter Denkmale immer häufiger zu Anleihen bei einer erträumten und verklärten Vergangenheit, um so – oftmals auf Kosten der wieder beseitigten Nachkriegstraditionen – mit Hilfe von Geschichtsbildillusionen und Denkmalsurrogaten in den bundesdeutschen Städten das Bild einer »bereinigten« Denkmallandschaft zu inszenieren. Zu dieser Problematik siehe: *Jürgen Trimborn*, Denkmale als Inszenierungen im öffentlichen Raum. Ein Blick auf die gegenwärtige Denkmalproblematik in der Bundesrepublik Deutschland aus denkmalpflegerischer und medienwissenschaftlicher Sicht. Dissertation Universität Köln, 1996.

<sup>47</sup> H.-W. Kruff, Rekonstruktion oder Restauration? Zum Wiederaufbau zerstörter Architektur, in: *Kunstchronik*, 46. Jg., Heft 10/1993, S. 586.

Elisabeth Heil

## Bambergers Pflaster<sup>1</sup>

Rühmt man das Erscheinungsbild der Stadt Bamberg, so werden gemeinhin die bedeutenden Kirchen, die Residenz und die barocken Hausfassaden angeführt. Kaum bedenkt man dabei, wie sehr die engen Gassen, die Aufweitung einzelner Straßen zu Märkten und die großräumigeren Platzanlagen die Wirkung der Baudenkmäler beeinflussen. Und noch weniger macht man sich bewußt, welche Bedeutung der bestehende Straßenbelag für den Eindruck einer »echten« historischen Stadtsituation hat. Man stelle sich umgekehrt vor, die Flächen in der Alten Hofhaltung oder vor dem Dom und der Residenz besäßen kein Natursteinpflaster mehr und wären völlig eingeebnet und asphaltiert worden. Wieviel hätte das Zueinander der Bauanlagen an innerer Beziehung und an geschichtlicher Authentizität eingebüßt! Selbst die unzähligen Veränderungen und Aufgrabungen in diesem Gebiet, die wohl keinen einzigen Pflasterstein unberührt gelassen haben, können dem geliebten Bild des altehrwürdigen Domberges nicht schaden, und die vielen Ausbesserungen im Pflaster zeigen an, daß immer an Vorheriges angeknüpft wurde.

Daß man Verkehrsflächen heute nach Möglichkeit wieder pflastert und nicht mit einer einheitlichen Asphaltdecke überzieht, gehört wie selbstverständlich zu vielen modernen Gestaltungskonzepten, um die Wohnqualität neuer Siedlungen zu steigern und um alten Ortschaften ein historisches Aussehen zu geben. Freilich hat letzteres selten in der gewählten Form bestanden, gab es hier vor den jetzt verpönten Asphaltierungen kaum Pflasterflächen, sondern meist nur gestampfte oder chaussierte Fahrbahnen. Auch in Bamberg waren bis in unser Jahrhundert hinein keineswegs alle Fahrbahnen und Gehwege gepflastert oder asphaltiert und damit bei jedem Wetter in gutem Zustand benutzbar. Dies galt wohl für die wichtigsten Quartiere, nicht aber für Randgebiete, Nebenwege und über Jahre hinweg für neue Stadtviertel. In unzähligen Eingaben beschwerten sich die Bürger über Straßen und Plätze, die bei Regen und Schnee versumpften und unpassierbar wurden. Die zuständige Pflasterkommission hatte jedoch nur einen beschränkten Etat, von dem der dringlichste Unterhalt bestrit-

<sup>1</sup> Leicht verbesserte Fassung der bildreicheren Erstpublikation aus: »Heimat Bamberger Land«, 8. Jg., 1996, H. 1, S. 3–18. Ihren Herausgebern sei für die Erlaubnis zum Wiederabdruck gedankt. Anregung zu dieser Studie gab Herr Dr. P. Pause 1995 während meines Volontariates beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Herr Dr. R. Gutbier hat sie mit seiner umfassenden Kenntnis der Bamberger Quellen entscheidend gefördert. Wichtige Hinweise gaben Herr Prof. Dr. T. Breuer und Herr Dr. Th. Gunzelmann. Ihnen danke ich herzlich, ebenso Herrn Dr. R. Zink, den Mitarbeitern des Stadtarchivs und der Städtischen Registratur.

ten wurde, in dem solche Bürgereingaben berücksichtigt und dann doch wieder zurückgestellt wurden. Wurde die Pflasterung einer bislang chaussierten oder auch nur gestampften Straßen- oder Platzfläche verwirklicht, so galt dies allen Anwohnern in der Regel als erhebliche Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse, und sie empfanden dies als Verschönerung ihrer Stadt. Allerdings gab es auch Ausnahmen: So lehnten die Bewohner der Kroatengasse am Kaulberg 1827 eine Pflasterung entschieden ab, da sie ihre Dungstätten auf der Straße beseitigen und in ihre Anwesen verlegen sollten. Ein Anlieger hatte sogar seinen Schweinestall in den Straßenraum gebaut. Es wurde allen Einsprüchen zum Trotz gepflastert, und am Ende des Jahrhunderts hörte man auch aus der Kroatengasse laute Beschwerden über schlechte Straßenverhältnisse nach der Kanalisierung.<sup>2</sup>

Gleichwohl haben ausgedehnte, gepflasterte Verkehrsflächen in der Stadt Bamberg eine bemerkenswert lange Tradition (Abb. 1). Wann mit einer Befestigung der Straßen begonnen wurde, liegt im Dunkeln. Doch zumindest seit dem 14. Jahrhundert muß es wenigstens eine Straße mit steinernem Belag gegeben haben: 1327 wird erstmals der »Steinweg« erwähnt,<sup>3</sup> wie die Untere und die Obere Königstraße bis 1830 hießen. Vermutlich war es die erste so befestigte Straße, denn ihr Name verweist auf eine Besonderheit gegenüber anderen Wegen mit nur gestampfter Erddecke. Ob es zu dieser Zeit bereits noch andere steinerne Fahrbahnen in Bamberg gab, bleibt unklar. Der Steinweg war immerhin der Stadtabschnitt eines wichtigen Handelsweges von Hallstadt nach Forchheim. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch der innerstädtische Teil der Handelsstraße nach Würzburg am Kaulberg und im Sand schon früh eine Befestigung erfahren hat. Auf dieser Seite des linken Regnitzarmes, d. h. am Katzenberg vor dem Unteren Burgtor, wird ja die älteste Marktsiedlung vermutet. Von guten Wegen hing schließlich die wirtschaftliche Blüte einer Stadt ab.

Etwa ein Jahrhundert später verfügte Bamberg bereits über ein ausgedehntes, gepflastertes Straßennetz. Dies geht aus einem Protokoll des Bürgerhofs (Stadtbauhofs) hervor, das vermutlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgenommen wurde, jedoch nicht in einem datierten Original, sondern nur in späteren Abschriften überliefert ist.<sup>4</sup> Vorausgegangen waren offenbar Streitigkeiten zwischen der bürger-

<sup>2</sup> *Archiv der Stadt Bamberg (ASB) C 2 VI J 19386 (Jg. 1827); ASB C 2 VI J 19394 (Jg. 1891).*

<sup>3</sup> *B. Schimmelpfennig, Bamberg im Mittelalter, Lübeck – Hamburg 1964, S. 31–32, 38 mit Anm. 178.*

<sup>4</sup> *A. Schuster, Alt-Bamberg, in: Beil. z. Bamberger Tagblatt, VI. Jg. 1903, S. 18–21, zitiert ein angeblich 1433 aufgezeichnetes Protokoll; C. Göldel, Der Bamberger Bauhof und dessen Schriftwesen im 15. Jahrhundert, in: Berichte des Hist. Vereins Bamberg 123, 1987, S. 230, Anm. 41 (siehe auch S. 234 mit Anm. 78) bezweifelt diese frühe Datierung. Ihr zufolge enthält das Kopialbuch von St. Gangolf von 1533 im *Staatsarchiv Bamberg (SAB) B 98 Nr. 2, foll. 240 v–241 v* die älteste Abschrift, deren Textversion auf Grund eines darin genannten, erst 1505 nachweisbaren Domherrn ebenfalls dem 16. Jh. entstamme. Allerdings geht dem Protokoll die Abschrift eines 1443 geschlossenen Vertrages zwischen der Stadt und den Immunitäten über Finanzverwaltung und Bauwesen voran, worin auch das Pflaster erwähnt wird. Möglicherweise ist das Originalprotokoll selbst 1443*



halb von St. Stephan) lag sogar ein Holzbalken im Weg, der den Zuständigkeitsbereich der Stadt von demjenigen der Müller trennte. Ob auf dem Domberg oder innerhalb der Immunitäten noch weitere Pflasterflächen bestanden, geht aus dem Protokoll nicht hervor, erfaßt es doch vorrangig die Aufgaben der Stadt und die Streitfälle an den Randzonen.

Über Jahrhunderte hinweg bis zur Säkularisation,<sup>7</sup> ja vereinzelt bis um 1960 hat diese festgesetzte Regelung Gültigkeit gehabt und wurde immer wieder zur Klärung fraglicher Zuständigkeiten herangezogen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde der Protokolltext überarbeitet, wobei die Namen der Plätze, Straßen und Häuser aktualisiert wurden.<sup>8</sup> Erwähnt wird nun das Pflaster vor dem Oberen Burgtor zur Sutte hin, das der Fürstbischof 1542 legen ließ und zu dem der Stadtbauhof einmal die Steine aus Unterhaid angeliefert hatte.<sup>9</sup> Der Unterhalt oblag dem Protokoll zufolge aber dem Fürstbischof. Auch die wichtige Verbindung innerhalb der Burg vom Unteren zum Oberen Tor (Obere Karolinenstraße) ist jetzt in den Text aufgenommen. Für dieses Pflaster hatte das Domkapitel zu zahlen. Als man in den 1770er Jahren an eine Neugestaltung des Domplatzes dachte oder um 1821/22 Ausbesserungen am schadhaft gewordenen Belag notwendig wurden, befragte man die Pflastermeister, wer sie vordem entlohnt habe. 1822 wurde festgestellt, daß die 1774 neu angelegte Residenzstraße zunächst vom Extra-Bauamt und seit 1806 von der Stadt unterhalten worden sei, daß aber das Stadtbauamt niemals Rechnungen für den Domberg selbst bezahlt habe. Als 1899 das Prinzregenten-Denkmal vor dem Dom enthüllt werden sollte, störte man sich an den spitzen, unregelmäßigen Tütschengereuther Pflastersteinen. Ein Jahr später stand Besuch der »höchsten Herrschaften« an, für die ein angenehmer Weg von der Residenz zum Dom zu schaffen war. Erneut wurde der zuständige Geldgeber gesucht, desgleichen beim Majestätsbesuch 1914. Nun mußten die Schlaglöcher, die dem »Automobile« gefährlich werden konnten, beseitigt werden. Die Pflasterkommission übernahm es, die Fahrbahn über den Platz herrichten zu lassen. Aber erst 1963 werden die Verkehrsfläche und mithin der Pflasterunterhalt um den Dom und die Fahrbahn der Karolinenstraße vom Freistaat Bayern an die Stadt abgetreten.<sup>10</sup>

<sup>7</sup> ASB C 1/71: 1804 wurde nochmals für die Verhandlungen zur Auflösung des Extra-Bauamtes ein »Extract: Was der Burgershof von alters her zu bauen schuldig« aus dem erwähnten Bürgerhofprotokoll angefertigt.

<sup>8</sup> ASB B 5/67: Prod. 67/67 a, das zwischen 1566 und 1634 datierten Schriftstücken eingebunden ist, gibt die erste Textversion wieder. Die neuere Version prod. 105/105 a geht einem Schreiben von 1721 voran. Vielleicht erfolgte die Revision bei der Errichtung des Extra-Bauamtes 1656, dem fortan der Straßenunterhalt oblag. Auch 1670 entstand ein »ausführlicher Bericht« der Stadt über ihre Pflasterpflichten (prod. 84).

<sup>9</sup> ASB B 5/67, prod. 53.

<sup>10</sup> ASB B 5/42, fol. 73 v (1772/74); *Städtische Registratur Bamberg (SRB) C 2 VI J 589/4* (1821/22 ff.).

Obwohl das Domkapitel den (Vorderen) Bach als sein Eigentum ansah,<sup>11</sup> so war es doch bestrebt, den Pflasterunterhalt der Stadt zuzuweisen. 1774 erklärten sich die Stadt bzw. das Extra-Bauamt für nicht zuständig und zitierten aus dem Bürgerhofprotokoll.<sup>12</sup> Ähnlich dem Domkapitel verhielten sich die Stiftsherren von St. Stephan. Zwar zahlten sie 1523 die Pflasterung in der Eisgrube vom Haus zur Flasche an, doch stand 1709 die Unterhaltungspflicht in Frage. Ebenso versuchten sich die Stephaner Herren der Pflasterung des Unteren Stephansberges mit dem Argument zu entziehen, daß die Bürgerschaft den Weg nutze und zahlen müsse. 1670 wurden ihnen die entsprechende Satzung im Bürgerhofprotokoll und zur Bekräftigung ein 1581 datierter Rechnungsbeleg über Pflasterausbesserungen vorgehalten, ein andermal ein Vergleich zwischen Stadtgericht und Immunität aus dem Jahr 1443.<sup>13</sup> Offensichtlich vergaßen auch die Müller ihren Straßenunterhalt ab der Schwelle vor dem Braunbierhaus, die noch in diesem Jahrhundert als Traverse im Pflaster erkennbar war.<sup>14</sup> Zu Pflasterausbesserungen wurden sie u. a. 1844 und 1915 aufgefordert. Nach neuerlichen Streitigkeiten ging der Straßenunterhalt 1921 an die Stadt über.<sup>15</sup> Dagegen besorgte die Gemeinde von St. Gangolf 1719 Steine, Sand und Kies für das Pflaster vor dem Tor. Das Verlegen übernahm die Stadt, nicht ohne zu wiederholen, daß sie hierzu nicht verpflichtet sei. Doch 1768 war man sich über die Unterhaltungspflicht uneins. Unter Berufung auf ein Protokoll von 1500 wurden die Anlieger zur Pflasterung ermahnt: Schließlich verlange man ihnen nicht zuviel ab, seien sie doch 267 Jahre von dieser Arbeit verschont geblieben!<sup>16</sup>

Daß Anlieger pflastern ließen oder zumindest einen Beitrag dazu leisteten, hat es außerhalb der alten Vereinbarung im Bürgerhofprotokoll freilich des öfteren gegeben. So zahlte der Abt des Klosters Ebrach 1575 für das Pflaster um den Ebracher Hof am Kaulberg.<sup>17</sup> 1597 stellte der Bürgerhof den Bewohnern des Oberen Seelgäßchens Pflasterarbeiten in Rechnung.<sup>18</sup> Das Heilig-Grab-Kloster ließ 1734 die Letzengasse pflastern,<sup>19</sup> und dreißig Jahre später beteiligten sich das Kloster Michaelsberg, die Auf-

<sup>11</sup> H. Paschke, Der Bach, in: 75 Jahre Städtisches Mädchen-Realgymnasium, hrsg. vom Stadtrat der Stadt Bamberg, Bamberg 1955, S. 89–90.

<sup>12</sup> ASB B 5/42, foll. 84 v–85. Das Zitat folgt dem Wortlaut der revidierten Fassung, wie sie ASB B 5/67, prod. 105/105 a wiedergibt. Vgl. ASB B 5/41, fol. 19 (Beschwerde, daß das Stadtbauamt immerzu Wege des Domkapitels mitpflastern soll).

<sup>13</sup> ASB B 5/67, prodd. 13, 84; ASB B 5/66, foll. 18, 116–117.

<sup>14</sup> H. Paschke, Das fürstbischöfliche Braune Bierhaus zu Bamberg, in: Berichte des Hist. Vereins Bamberg 100, 1964, S. 367.

<sup>15</sup> ASB C 2 VI J 19381 (1844), ASB C 2 VI 589/20 II (1915), ASB C 2 VI J 589/6 (Note vom 3. 12. 1924).

<sup>16</sup> ASB B 5/66, fol. 147 (1719), ASB B 5/42, foll. 19, 26 (1768).

<sup>17</sup> Das Bayerland, 15. Jg. 1904, Nr. 30, S. 360.

<sup>18</sup> ASB B 5/67, prod. 53 a.

<sup>19</sup> ASB C 1/223.

sessische Mildenstiftung und das Gericht St. Jakob an der Pflasterung der Hadergasse (Aufseßstraße).<sup>20</sup>

Für die Pflasterflächen, die das Domkapitel, die Immunitäten und die Anlieger selbst zu unterhalten hatten, wurden oft die Arbeiter des Stadtbauhofs herangezogen, der diese Leistungen in Rechnung stellte.<sup>21</sup> Der Stadtbauhof beschäftigte seit dem 15. Jahrhundert neben Tagelöhnern zwei Pflastermeister, die ein Grundgehalt bezogen und darüber hinaus entsprechend ihrer Arbeit entlohnt wurden.<sup>22</sup> Die Stadt besaß selbst Steinbrüche bzw. hatte solche in Pacht, aus denen sie ihren eigenen Bedarf deckte.<sup>23</sup> Mitunter belieferte sie die Immunitäten oder stiftete gelegentlich das Material zum Pflasterunterhalt der Bürger.<sup>24</sup> Pflastersteine kamen u. a. aus Brüchen in Unterhaid, Viereth, Staffelbach, Strullendorf und Tütschengereuth.<sup>25</sup>

Wie das Bamberger Pflaster bis ins 18. Jahrhundert hinein aussah, ist nicht durch detaillierte Bildquellen gesichert. Großformatige Pläne, unzählige Gestaltungsentwürfe, ausschweifende Wettbewerbsunterlagen sind ein Phänomen unserer Zeit. Die Archivalien des Bürgerhofs verzeichnen knapp den Arbeitsort, manchmal den Steinbruch bzw. den Lieferanten, die Materialmenge und die Arbeitszeit. Angaben, wie verlegt wurde, oder gar Skizzen fehlen. Jedoch zeugt das Schweigen hierüber höchstwahrscheinlich von einer langen, als selbstverständlich erachteten Tradition der Reihenpflasterung mit den Keupersandsteinen der Umgebung, die heute allgemein – pars pro toto – als Tütschengereuther Steine bezeichnet werden. Diese Steine eignen sich nicht zu einer exakten, gleichförmigen Bearbeitung, was ohnehin erst das ausgehende 19. Jahrhundert forderte. Sie haben ein unregelmäßiges, schmales, längliches Format, sind unten grob zugespitzt und werden so dicht als möglich in Reihen angeordnet. Freilich haben sich die Zurichtung und die Verlegung der Steine im Laufe der Jahrhunderte verbessert. Und man erkannte, daß ein Unterbau und eine gute Wasserableitung die Straßenqualität steigern.

Die mittelalterlichen Straßen Bamberg, wie der 1327 erwähnte Steinweg, wird man sich wohl nur mit einer einfachen Steindecke vorstellen dürfen, wobei eine systematische Zurichtung der Steine für einen festen Verband nicht oder nur unzurei-

chend erfolgte. Ein stabiler Unterbau fehlte sicherlich, ebenso eine sorgsame Vorbereitung der Oberfläche.

Spätestens im 18. Jahrhundert geht man dazu über, die Oberflächen von Straßen und Plätzen zu wölben, um das Wasser in seitlich angelegten Rinnen abfließen zu lassen. 1767 war das Pflaster des Marktes so schadhaft, daß eine Ausbesserung nicht mehr lohnend erschien und der Platz »von neuen gewölbet und gepflastert werden« mußte.<sup>26</sup> Auch Lorenz Fink legte 1791 die neue Residenzstraße mit gekrümmter Fahrbahn an.<sup>27</sup> Das Traufpflaster der Residenz fiel gleichfalls zur Rinne hin ab. Zuvor hatte die Wasserableitung bei der Pflasterung des Domplatzes besondere Bedeutung erhalten, da hier Gelände abgetragen und flächiger gestaltet worden war: Ein Plan von 1776 nimmt die Dohlen und Rinnen auf dem Domplatz, am Katzenberg und in der Unteren Karolinenstraße auf.<sup>28</sup> Auch die neuen Chausseen nach Seehof und Scheßlitz wurden von tiefen Gräben begleitet.

Für die Residenzstraße mußte zwar die Wölbung vorbereitet werden, ein steinerner Unterbau ist auf Finks Profilskizze nicht zu erkennen. Solche Befestigungen sind dagegen seit dem 18. Jahrhundert charakteristisch für eine Chaussee, ja sie definiert sich sogar als Unterbau aus gestellten Steinen (»Packlage«) mit einem Deckbau aus zerschlagenen Steinen.<sup>29</sup> Die von Heyberger 1765 gezeichnete und erläuterte Aufsicht der Seehofer Chaussee zeigt ein Steinraster, in das die geschlagenen Steine sorgsam eingelegt und »behörig ausgezwickt« sind.<sup>30</sup> Darauf kam eine Kiesdecke von einem halben Schuh Höhe. Der erwähnte Plan des Domberges von 1776 erklärt die Untere Karolinenstraße als »Neue en Forme de Chossée zu erhebente auf- und abfahrt«, d. h. als dammartig aufgewölbte und mit einem Unterbau ausgestattete Straße. Ob hier an eine wassergebundene Decke gedacht war, ist bei der Steigung eher fraglich. Auch wurde diese Verbindungsstraße zur Burg hinauf seit der Urabfassung des Bürgerhofprotokolls als gepflastert angegeben.

Wenngleich die Keupersandsteine in der Umgebung gebrochen wurden, war die Pflasterung einer Straße kostspielig und wurde nur nach Notwendigkeit vorgenommen. Daß Straßen darum auch teilweise eine Steindecke erhielten, macht ein seltener Plan in den Bauakten anschaulich: Um 1809 sollte der »Zinkenwörther Bleichplatz« (heute Schillerplatz) vor dem Stadttheater verschönert werden,<sup>31</sup> was mit Bleistift

<sup>20</sup> ASB B 5/42, foll. 66 v–67 v.

<sup>21</sup> Beispiele: ASB B 5/67, prod. 94 (»Waß in den 3 Immuniteten an Pflasterwerckh zubessern. Anno 1646 gemessen«); ASB 5/66, fol. 105 v (1709 Pflasterreparatur beim collegium Societatis Iesu); ASB B 5/67, prod. 53 a (Obere Seelgasse); ASB B 5/67, prod. 84 (Gäßchen vom Barfüßerkloster zum Sonnenplätzchen).

<sup>22</sup> C. Göldel (s. A 4), S. 264; J. G. Sichler (s. A 6), S. 84–100. Noch 1820 werden zwei Pflastermeister erwähnt, die jedoch kaum die anfallenden Arbeiten erledigen konnten (ASB C 2 VI J 19382).

<sup>23</sup> C. Göldel (s. A 4), S. 251.

<sup>24</sup> ASB B 5/67, prodd. 67/67 a, 84, 94, 105/105 a.

<sup>25</sup> Lang konnte den Tütschengereuther Steinbruch bislang nicht in Archivalien des 17. und 18. Jahrhunderts nachweisen, vgl. G. Lang, Quellen zu historischen Steinbrüchen im Bamberger Raum, in: Berichte des Hist. Vereins Bamberg 131, 1995, S. 230.

<sup>26</sup> ASB B 5/42, fol. 5.

<sup>27</sup> Staatsbibliothek Bamberg (SBB) M.v.O. A VIII 19: siehe R. Hanemann, J. L. Fink, Abb. 67.

<sup>28</sup> Sammlung Eckert 346+, ehemals Mainfränkisches Museum Würzburg, 1945 verbrannt, siehe: Sammlung Eckert, Plansammlung aus dem Nachlaß B. Neumanns im Mainfränkischen Museum Würzburg, unter Verwendung der Vorarbeiten von J. Hotz bearb. von H. Muth, E. Sperzel u. H.-P. Trenscher, Würzburg 1987, Abb. 113.

<sup>29</sup> Meyers Konversationslexikon, 3. Aufl. 1878, Band 14, S. 596: Stichwort Straßenbau.

<sup>30</sup> SAB H 2 Nr. 228 fol. 65; Th. Gunzelmann, »... die ehemals sumpfigste und gefährlichste Gegend mit Chaussée bebaut«, in: Heimat Bamberger Land 2, 1989, S. 57–67, Abb. 1.

<sup>31</sup> ASB C 1/227, foll. 41, 59, Plan lose eingelegt. Bereits 1804 wird das Vorhaben aktenkundig, 1808 beginnen die Arbeiten zur Einebnung und Pflasterung: ASB C 1/210.

skizziert ist (Abb. 2). Hier interessiert der Grundriß der bestehenden Situation: Demnach war nur der Weg zum Stadttheater in voller Breite in engen Reihen ausgepflastert, Gehsteige fehlten. Vor der gegenüberliegenden Häuserzeile zog sich ein schmalerer Pflasterstreifen entlang, der wohl hauptsächlich fußläufig benutzt wurde und die Einfahrten in die Anwesen befestigte. Die eigentliche Fahrbahn zwischen Pflaster und baumumstandenen Platz war gestampftes Erdreich, das noch 1807 ausgebessert wurde.<sup>32</sup> Gleiches galt für die »Straße auf die Nonnensteig«. Ungepflastert blieb sogar für etwa ein halbes Jahrhundert der Maxplatz, nachdem die alte Martinskirche 1802/03 abgebrochen und der Friedhof aufgelöst worden war.<sup>33</sup>

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war auch in Bamberg geprägt von zahlreichen Veränderungen. Bevölkerungszahl, Handel und Verkehr nahmen zu, auch die Ansprüche der Bürger an die Gestaltung ihrer Lebenswelt stiegen, und dies wirkte sich oftmals auf das Verkehrsnetz mit seinen Pflasterflächen aus. Neue Wohnviertel und mithin neue Straßen und Plätze wurden angelegt. Mehr und schwerer beladene Fuhrwerke bedeuteten eine stärkere Beanspruchung des Straßenbelags, der den höheren Anforderungen gerecht werden mußte. Eine Gas- und Wasserversorgung, wie sie in Bamberg seit 1856 bzw. 1874 aufgebaut wurde, die Kanalisation sowie der Betrieb einer Trambahn von 1897 bis 1925 brachten Straßenaufbrüche mit Um- bzw. Neupflasterungen in erheblichem Umfang mit sich. Es kann also nicht verwundern, wenn die Bürger immer häufiger und heftiger über schlechte Straßenverhältnisse allgemein sowie über aufgebrochene und nicht wieder ordnungsgemäß hergerichtete Straßen klagten. Dementsprechend wuchsen die Bauakten über die ausgeführten und über die vorgesehenen und dann doch wieder zurückgestellten Straßenarbeiten an. Die rapide Straßenabnutzung durch den gestiegenen Verkehr und die Notwendigkeit, neue oder aufgebrochene Verkehrsflächen zu pflastern, förderten die Diskussion um das Pflastermaterial selbst. Da nun auch der Eisenbahnanschluß die Möglichkeit eröffnete, Steine aus fernerer Regionen nach Bamberg zu transportieren, erweiterte sich die Produktpalette. Für die Stadt stand dabei die Frage nach Dauerhaftigkeit und Kosten der Steinsorten im Vordergrund; die Fuhrleute betrachteten die Materialien unter dem Gesichtspunkt, ob sie ihren Zugtieren genügend Halt boten; Bürger und Institutionen forderten die angemessene Pflasterung ihrer Wege und bestanden zunehmend auf Materialien, auf denen der Verkehr wenig Lärm verursachte. In einem Punkt waren Magistrat und Bürger einig: Alle Bemühungen um eine tadellose Straßenoberfläche dienten der Verschönerung der Stadt. Welches Material ausgewählt und wie es eingesetzt wurde, war durchaus zeitabhängig und oft eine Frage der knappen städtischen Finanzmittel.

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts scheint man ausschließlich die Keupersandsteine der Umgebung zur Pflasterung verwandt zu haben. 1860 wurde Bambergs

<sup>32</sup> ASB C 1/216.

<sup>33</sup> ASB C 2 VI J 19392 (Jg. 1860).

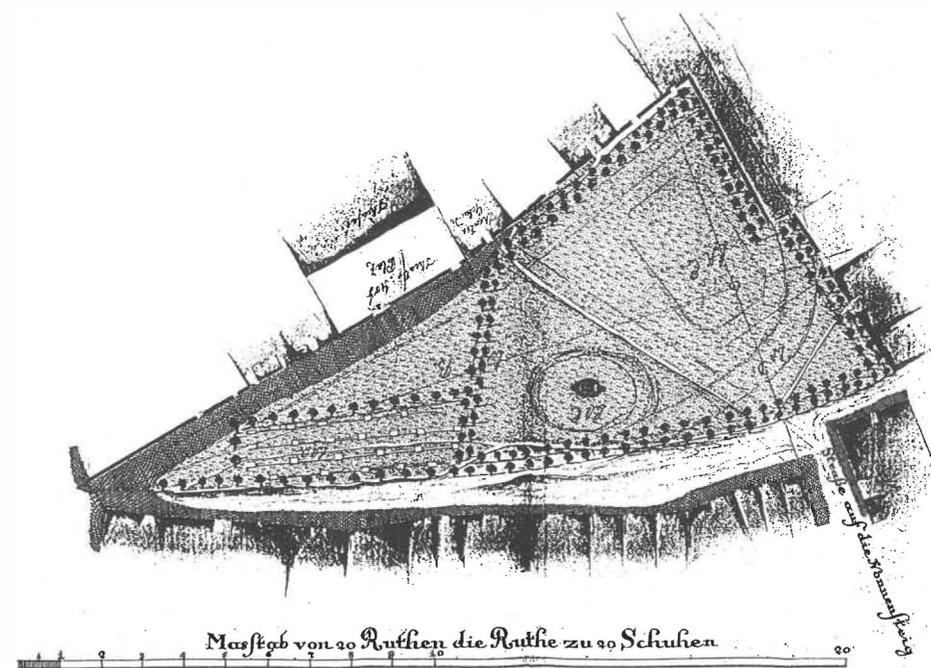


Abb. 2: »Grundriß des Zinkenwörther Bleichplatzes« (Schillerplatz), 1809 (ASB C 1/227).

Straßenpflaster von der Königlichen Baubehörde begutachtet.<sup>34</sup> Man befand, daß der Verband wegen der unregelmäßigen Steingrößen und Fugenweiten zu locker sei und dadurch bei schwerem Verkehr schnell gefährliche Vertiefungen entstünden, in denen sich überdies der ganze Straßenschmutz ansammelte. Da ein regelmäßiges, möglichst würfelförmiges Pflaster, das für stark befahrene Straßen tauglicher ist, aus dem heimischen Stein nicht zu gewinnen war, mußten neue Materialien erprobt werden. Die Eisenbahn ermöglichte jetzt einen kostengünstigen und schnellen Transport, so daß die Anschaffung teurer, fremder Steinsorten im Verhältnis zur erwarteten Dauerhaftigkeit durchaus rentabel erschien. Wendelsteiner Quarzit aus der Nähe von Nürnberg und der in Bayreuth verwendete Bindlacher Muschelkalk erfüllten nicht die Erwartungen. Bereits 1860 boten die Basaltwerke in Hildburghausen ihre Produkte, Pflastersteine und Schotter, an und legten eine Broschüre über das »Verfahren einer guten Städte-Pflasterung« bei.<sup>35</sup> Später offerierten auch andere Basaltwerke. Basalt war in Bamberg im Zeitraum von 1860 bis 1890 das Pflasterma-

<sup>34</sup> ASB C 2 VI J 19392.

<sup>35</sup> ASB C 2 VI J 19384 (1860/1861).



Abb. 3: Friedrichstraße, 1893 (Foto von A. Erhardt, ASB D 3001, HV 103).

terial für stark befahrene Straßen schlechthin.<sup>36</sup> Um 1875 experimentierte man mit Melaphyr, nicht ohne in anderen Städten nach den Erfahrungen gefragt zu haben. Bedenken bestanden hinsichtlich der Oberflächenglätte und der Frostbeständigkeit. Trotzdem ersetzte man 1882 das Tütschengereuther Pflaster des Unteren Kaulbergs durch Melaphyr. Sechs Jahre später beschrieb man den Zustand der Steine als mustergültig, doch hatten die Radschuhe der Fuhrwerke die Oberfläche glatt geschliffen. Die enge Fugung bei breitem Steinformat tat ihr übriges, daß Zugtiere mit schlechtem Hufbeschlag auf der Gefällstrecke keinen Halt fanden. Da auch Granit keinen größeren Erfolg versprach, ließ der Magistrat wieder Tütschengereuther Steine pflastern!<sup>37</sup>

Seit 1885 war vor allem Granit aus Niederbayern, der Oberpfalz und dem Fichtelgebirge in Gebrauch.<sup>38</sup> Basalt und Melaphyr wurden umgepflastert, wozu neues Ma-

terial nur ergänzend angekauft werden mußte. Für die Pflasterung weniger stark beanspruchter Straßen, Gassen, Plätze und Höfe konnten weiterhin Tütschengereuther oder auch andere umgepflasterte Steine unterschiedlicher Größen verwandt werden.

Um eine hohe Qualität der teuren Pflastersteine und mithin die Haltbarkeit des Pflasters zu gewährleisten, definierten Verordnungen Größe und Beschaffenheit der Steine und bestimmten Kategorien. Stadtbaurat Erlwein stellte 1900 für die Granitsorten ein Leistungsverzeichnis auf: Für die hauptsächlich verwandten unterhauenen Steine mußte die Lagerfläche mindestens vier Fünftel des Hauptes messen und parallel zum Hauptes sein. Die Höhe der Steine betrug stets 16 cm. Sorte I maß 15–17 cm in der Breite, 18–20 cm in der Länge (sie wurde für die Fahrbahn der Friedrichstraße ausgewählt, Abb. 3). Sorte II war 12–14 cm breit und 15–20 cm lang. Sorte III eignete sich mit 10–12 cm Breite und 17–20 cm Länge besonders für die Bergstrecken.<sup>39</sup>

Überdies suchte man ungefähr seit 1890, den Straßenbelag aus Granit und Basalt noch weiter zu festigen, indem man die Fugen mit Asphalt ausgoß. Über den Erfolg des Verfahrens hatte man sich bereits in Frankfurt am Main und in Würzburg erkundigt.<sup>40</sup> Promenaden- und W.-Lessing-Straße waren wohl die ersten Strecken mit versiegeltem Pflaster.

Wie seit alters das Pflaster aus Tütschengereuther Stein so wurde auch dasjenige aus Basalt, Melaphyr und Granit bis Anfang dieses Jahrhunderts nur in Reihen verlegt. Dies war durchaus zweckmäßig. Zum einen empfahl sich die Reihenpflasterung bei gewölbten Straßendecken, zum anderen hatte sie sich im Fuhrverkehr auf den Bergstrecken bewährt. Die Steine wurden so gegen den Hang verkantet, daß sie bergaufwärts eine möglichst gleichmäßige Straßendecke bildeten, aber bergabfahrenden Fuhrwerken Widerstand boten. Diese Technik ist heute noch am Pflaster vor der Nordseite der Oberen Pfarre ablesbar (Abb. 4, 5) und für den Fußgänger erlebbar. Überdies konnte die Fugenbreite den Gegebenheiten angepaßt werden. Bei Gefälle war sie größer, um den Tierhufen mehr Halt zu geben. Mit Zunahme des Automobilverkehrs setzten sich plane Straßenbeläge auch an Steilstrecken durch und waren insofern auch zweckmäßiger, als durch das höhere Drehmoment der Reifen die verkanteten Steine leicht aus ihrem Verband springen konnten.

Im innerstädtischen Bereich wurden die Straßenwölbungen zunehmend flacher, als die Kanalisierung voranschritt und das Oberflächenwasser über Sinkkästen abgeführt wurde. Nun experimentierte man auch mit Diagonalpflaster aus Basalt und Granit, dessen Fugen meist mit Asphalt ausgegossen wurden. In der Franz-Ludwig-Straße

<sup>36</sup> Die Kostenanschläge für Basaltpflaster banden seit 1860 alle Finanzmittel der nächsten Jahre: ASB C 2 J 19394 (1867 fehlte deswegen zunächst das Geld für eine Erhöhung und Neupflasterung des Tränkgäßchens an der Königstraße), ASB C 2 VI J 19397.

<sup>37</sup> ASB C 2 VI J 589/17. Auch Diorit wurde ausprobiert: ASB C 2 VI J 19397 (Januar 1892 Promenade, Fleischstraße) und ASB C 2 VI J 589/20 (1952/53 Ludwigstraße).

<sup>38</sup> ASB C 2 VI J 19383 (1885), ASB C 2 VI J 589/19–20, ASB C 2 VI J 19397.

<sup>39</sup> ASB C 2 VI J 589/19 (Anlage zu einem Liefervertrag von 1906). Auch für Randsteine gab es Vorschriften. 1908 wurden diese Daten auf Anfrage der Stadt Regensburg mitgeteilt, waren also noch gültig (ebda.).

<sup>40</sup> ASB C 2 VI J 589/19 (Jg. 1892); ferner ASB C 2 VI J 19397 (Jg. 1898, 1905, 1908).



Abb. 4: Nördliche Auffahrt zur Oberen Pfarre, Detail bergaufwärts (E. Heil, 1995).

liegt das Diagonalpflaster nun seit 1901 bis heute. Am Grünen Markt (Abb. 6) stieß es an die Straßenbahnschienen an. Anscheinend hatte man sich von dieser Verlegeart größere Sicherheit für Fuhrwerke erhofft. Denn als 1910 die Pflasterung der neuen Teilstrecke zwischen der Herzog-Max-Straße und dem Schönleinsplatz anstand, entschied man sich wieder für die Reihenpflasterung, weil die Diagonalfugen in einem Teilstück der W.-Lessing-Straße lästig für Radfahrer seien, ohne auf der flachen Straße Vorteile für den Halt der Zugtiere zu bringen.<sup>41</sup>

Im Vergleich zu anderen Städten wurde Kleinsteinpflaster sehr spät eingesetzt. Die kleinen Basalt- oder Granitwürfel sind nicht in Reihen, sondern in Segmentbogen angeordnet. Zum einen war dieses Pflaster billiger als Granitreihensteine, zum anderen ist seine glatte Fläche mit sehr engen Fugen geräuschärmer zu befahren. Es wurde erstmals 1911 in der Theresienstraße, dann 1913 in der Hemmerleinstraße und für Traversen in der Schützen- und Steinertstraße verlegt. 1915 folgten die Kapellenstraße und 1919 der Kunigundendamm, der heute noch ebenso wie die Kleberstraße Kleinsteinpflaster besitzt.<sup>42</sup>

<sup>41</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II.

<sup>42</sup> ASB C 2 VI J 589/19.



Abb. 5: Nördliche Auffahrt zur Oberen Pfarre, Detail bergabwärts (E. Heil, 1995).

Ungefähr seit der Jahrhundertwende beklagten sich die Bamberger Bürger immer mehr über den Lärm von den Straßen und Plätzen, zumal einige neue Pflastermaterialien einen geräuschärmeren Verkehr verhiessen. Außerdem versprachen diese eine bessere Reinigung und eine längere Haltbarkeit. Hierzu gehörten Asphalt, Beton und Vulkanol, überdies Holzpflaster, welches ja seit 1843 in der Einfahrt der Residenz liegt und zwischen 1890 und 1915 angeboten, für Bamberger Straßen und Plätze erwogen, aber nicht mehr eingesetzt wurde.<sup>43</sup> Bis die anderen Materialien erprobt wurden, mußten die Bürger lange warten. Da man u. a. in München, Berlin und Brüssel höchst zufrieden mit der Asphaltierung war, wurde sie 1899 für den Grünen Markt und die Lange Straße als die lebhaftesten und lautesten Verkehrsflächen vorgeschlagen. Realisiert wurde dieses erste Ansinnen nicht.<sup>44</sup> Denn zum einen war Asphalt teurer als Steinpflaster, und zum anderen war eine Kanalisierung bereits vorgesehen, aber noch nicht durchgeführt, so daß nach dieser Maßnahme eine vollständige Erneuerung

<sup>43</sup> ASB C 2 VI J 589/20 (diskutiert 1890 für den Platz vor St. Martin und die Untere Sandstraße am Krankenhaus; 1911 für die Anpflasterung an die Straßenbahnschienen der Langen Straße; 1913 für Lugbank und Pfahlplätzchen).

<sup>44</sup> ASB C 2 VI J 19397.



Abb. 6: Grünert Markt um 1910 (Foto von Wilhelm Kröner, ASB BS 333 Grünert Markt).

der gesamten Asphaltdecke erforderlich geworden wäre. Unter diesen Umständen hätte man Asphaltplatten einsetzen können, die um 1900 von einer Kölner Firma – in Bamberg erfolglos – angeboten wurden.<sup>45</sup> Unermüdlich werden die Forderungen nach »geräuschlosem Pflaster« erhoben: vom Bürgerverein und vor allem von den Rektoren des Königlichen Alten Gymnasiums in der Jesuitenstraße, der Realschule in der Kapuzinerstraße und der Wunderburger Schule sowie vom Direktor des Krankenhauses in der Unteren Sandstraße. 1907 hatte man überdies geplant, das Tütschengereuther Pflaster der vorderen Hainstraße (zum Schönleinsplatz hin) zu beseitigen und die Strecke zu asphaltieren. Kostenangebote wurden eingeholt. Da neue Sinkkästen erforderlich wurden, stellte man die Asphaltierung bis 1908 zurück und bezog die Schießhausstraße in das Vorhaben ein. Schließlich sollte der Schönleinsplatz vorgezogen werden, um als erste asphaltierte Verkehrsfläche den »äußerst eleganten und noblen Anblick« zu bieten. Eine Fortsetzung dieses Belags in die Lange Straße hinein wurde erwogen. Jahr um Jahr wurde darüber beraten. Gegen die Asphaltierung sprachen die Kosten, die angeblich hohe Abnutzung an den Straßenbahnschienen und die

<sup>45</sup> ASB C 2 VI J 589/19.

geringe Haftung für die Fuhrwerke. 1911 erfolgte endlich die Asphaltierung der Jesuitenstraße (teilweise), der Hainstraße und 1914 des Schönleinsplatzes.<sup>46</sup> 1910 erprobte man Vulkanolplatten aus Eltmann in der Kettenbrückenstraße und an der Kreuzung zur Oberen und Unteren Königstraße. Sie erwiesen sich als geräuscharm, dauerhaft, rau und griffig, selbst für schwere Fuhrwerke befahrbar, doch an den Weichen der Straßenbahn lösten sie sich vom Betonuntergrund und nutzten sich stark ab. Für die Vulkanolpflasterung der Königstraße und der Langen Straße wurde daher empfohlen, neben und zwischen den Schienen Granit zu pflastern. Gegenüber Stampfasphalt konnten auch städtische Arbeiter leicht und billig Reparaturen ausführen.<sup>47</sup> Betonpflaster wurde 1910 erstmals in der Generalgasse und dem Zinkenwörth bis zum Schillerplatz sowie in der Jesuitenstraße vom Heumarkt bis zum Beginn der Asphaltstrecke verlegt. Die Dehnungsfugen zwischen den einzelnen Platten waren mit Asphalt ausgegossen. Andere Straßen folgten.<sup>48</sup>

Nicht alle Bamberger Straßen und Plätze waren um die Jahrhundertwende bereits gepflastert. Zum Beispiel wurde am Jakobsberg 1890 eine Teilstrecke mit einer Fahrbahn neu gepflastert,<sup>49</sup> der Abschnitt stadtauswärts blieb als Chaussee mit einer gepflasterten Rinne bestehen. Auch der Jakobsplatz selbst behielt seine wassergebundene Decke. Zum einen schien es sinnvoll, mit der Befestigung zu warten, bis sich das Erdreich hinreichend gesetzt hatte. Ebenso wurde Straßenpflaster, das wegen der Kanalisation u.ä. aufgebrochen worden war, nicht sofort wieder geschlossen. Zum anderen war die Beschotterung ein vorerst billiges und schnelles Mittel, Wege befahrbar zu machen. Wohl wurde neuer Basaltschotter eingekauft, aber man verwandte für die oberste Schicht auch Tütschengereuther Kleingeschläge, das bei Umpflasterungen anfiel und nicht mehr für eine Wiederpflasterung taugte.<sup>50</sup> Da für einen guten Straßenzustand eine regelmäßige Aufschotterung erforderlich war, schien auf längere Sicht eine Pflasterung kostengünstiger zu sein.<sup>51</sup> 1913 wurde beantragt, alle Chausseen mit Kleinsteinpflaster zu bedecken.<sup>52</sup> Vielfach wurden über die noch unbefestigten Verkehrsflächen – vor allem in den neuen Wohnvierteln – Traversen gepflastert, um sie auch bei Regen passierbar zu halten.<sup>53</sup> 1908 führte über den kreisrunden Wilhelms-

<sup>46</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II.

<sup>47</sup> ASB C 2 VI J 589/19 und 20 II (Jg. 1910 ff.).

<sup>48</sup> ASB C 2 VI J 589/19 und 20 II (Jg. 1910 ff.).

<sup>49</sup> ASB C 2 VI J 589/2 (Jg. 1904). Vergleiche die alten Photographien ASB BS 342 H1 B2 (Jakobsplatz) und ASB BS 3622/5 (A. Mahr, Jakobsberger Tor gegen 1880).

<sup>50</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II (Eingabe des Bürgervereins vom 14. 12. 1906 mit Kommentaren).

<sup>51</sup> ASB C 2 VI J 19397, Nachtrag für 1889.

<sup>52</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II: 1913/14 Etatberatungen. Die alte Chausseierung konnte unmittelbar als Unterbau dienen.

<sup>53</sup> ASB C 2 VI J 19397, Eingabe November 1900 (Klage über die Unpassierbarkeit der Schotterstraße vor dem Schützenhaus), Jg. 1890, 1892 ff.; ASB C 2 VI J 589/2 (Jg. 1895) und 589/20 II. (Jg. 1911, 1913 Traversen im Hain).

platz eine Pflasterfahrbahn von der Friedrich- in die Wilhelmstraße, die die Platzmitte in einer nahezu rechtwinkligen Kurve tangierte. Daher suchten die Fuhrwerke lieber den direkten Weg über die chaussierte Platzfläche und ruinierten diese. Eine Pflasterung des ganzen Platzes mußte aber aus Kostengründen unterbleiben. Seit 1913 verbanden schmale Traversen über den Platz hinweg die Bürgersteige der Friedrich- und der Augustenstraße. Die Fahrbahn dazwischen wurde aber nicht ausgepflastert. Ebenso blieb die Augustenstraße ohne festen Belag. An der Einmündung der gleichfalls ungepflasterten Urbanstraße in den Platz bestand bereits eine Traverse.<sup>54</sup> Eine billige Möglichkeit, Schotterstraßen eine widerstandsfähige, staubfreie und geräuscharme Oberfläche zu geben, bestand in der Teerung. 1913 hatte man einen Teil der Hainstraße geteert, doch war dieser erste Versuch wegen der schlechten Witterung mißglückt. Unter Hinweis auf die besten Erfahrungen andernorts wurden schließlich 1915 Vorbehalte gegen eine Teerung der verlängerten Hainstraße beiseite geschoben.<sup>55</sup>

Seit den 1880er Jahren wurden vermehrt Trottoirs angelegt. Zunächst sind davon die bedeutendsten Hauptstraßen und neue Straßen betroffen, später werden auch die anderen Straßen mit Gehsteigen ausgestattet. Sie treten nun an die Stelle der alten Traufpflaster.<sup>56</sup> Jedes Jahr sah die Pflasterkommission bestimmte Straßenzüge für Trottoiranlagen vor, wofür aus dem Etat Randsteine aus Tütschengereuther Stein, dann aus Granit, später auch aus Beton angekauft wurden.<sup>57</sup> Zum Unterhalt der Trottoirs aber waren die Anlieger gepflasterter Straßen verpflichtet, wie schon eine Vorschrift von 1864 besagte.<sup>58</sup> Vermutlich kam die Stadt Bamberg angesichts des stärker werdenden Verkehrs dem Bedürfnis der Bürger nach sicheren, sauberen Fußwegen entgegen. Überdies suchte sie selbst darin Anschluß an Errungenschaften und Verschönerungen anderer Städte zu finden. Vielfach entstanden die Trottoirs im Zusammenhang mit der Um- oder Neupflasterung von Fahrbahn und Seitenstreifen oder der Anlage eines neuen Rinnenpflasters. In der Mehrzahl waren die Trottoirs mit Klinkerplatten belegt. Alte Aufnahmen<sup>59</sup> zeigen, daß dabei zwischen dem Gehweg vor den Hausfenstern und dem Hauseingang bzw. der Einfahrt in ein Anwesen unterschieden wurde: Glatte, bisweilen mit Diagonalfugen verlegte Platten kennzeichnen den Weg, wogegen geriefte oder in kleinere Quadrate unterteilte Platten den Zugang hervorheben. Gehwegplatten waren natürlich preiswerter als die stärker belastbaren Ein-



Abb. 7: Gehweg vor Mittelstraße 36 (E. Heil, 1995).

<sup>54</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II (Jg. 1908, 1913) mit Planbeilage.

<sup>55</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II.

<sup>56</sup> Eine 1903 entstandene Photographie zeigt, wie Traufpflaster und Bürgersteig mit Bordstein ineinander übergehen (ASB BS 333 Hinterer Graben 20–26).

<sup>57</sup> ASB C 2 VI J 19383 (Jg. 1885), 19394 (Jg. 1887), 19397 (Jg. 1888 ff.).

<sup>58</sup> ASB C 2 VI J 19397: Streitfall mit den Bürgern am Mittleren Kaulberg 1889, Randnotiz.

<sup>59</sup> Aquarell von Franz Hohle, Ansicht der Langen Straße: SBB M.v.O. A I 24. Vergleiche u. a. die Aufnahmen der Hauseingänge zu Kapuzinerstr. 16 (SBB G 19 V Bg 208), Austraße 1 (ASB BS 333).

fahrtsklinker. Die quadratischen Klinkerplatten von 35 cm Seitenlänge und 4 cm Stärke wurden zunächst aus Waldsassen, seit 1919 aus Nürnberg geliefert.<sup>60</sup> Mitunter liegen Gehweg- und Einfahrtplatten heute noch an ihrem Ort, zumeist aber hat man bei Umpflasterungen die Plattentypen vermischt (Abb. 7). Erst 1930 erwog man, Basaltmosaiksteine zur Gehsteigpflasterung einzusetzen.<sup>61</sup> Viele Trottoirs waren auch nur beschottert,<sup>62</sup> hingegen hatte der Evangelische Verein den Gehweg vor seinen Häusern an der Promenadenstraße um 1901 asphaltieren lassen.<sup>63</sup> Offene Rinnen, in denen das Regenwasser aus den Dachrohren zur Straße abfloß, querten einst die Trottoirs.<sup>64</sup> Heute sind solche Rinnen noch am Jakobsberg vorhanden, oft wurden sie beseitigt, doch weisen z. B. in der Kleberstraße Aushöhlungen in den Randsteinen auf die einstigen Gehwegrinnen hin.

Jede Zeit hat ihr eigenes Straßenbild entsprechend ihren Anforderungen und ihrer Nutzung des Straßenraumes hervorgebracht. Dabei diente dieser Raum nicht allein dem öffentlichen Verkehr, sondern wurde vielmehr den Funktionen gemäß aufgeteilt und gestaltet. Über Schweinestall und Dunggruben in der Kroatengasse wurde eingangs berichtet. Vor dem Anwesen Kunigundenruhstraße 12 bestand noch um 1900 ein umzäunter Vorgarten und verhinderte die Fortführung der Gehsteiganlage.<sup>65</sup> Überhaupt scheint man den Bereich vor den Häusern von jeher als zu den Anwesen gehörig angesehen zu haben. Hier wurden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Traufpflaster angelegt, um das Regenwasser von den Fassaden abzuweisen. Traufpflaster und gewölbte Fahrbahnen bildeten zusammen Rinnen aus, die das Oberflächenwasser ableiteten. Je nachdem, wie breit eine Straße bzw. Gasse war und ob sie einseitig oder beidseits bebaut war, wurden eine oder zwei Rinnen notwendig. Diese Rinnen wurden in der Regel von zwei Steinzeilen gebildet. Diese Art der Straßenanlage zeigt die alte Ansicht der Maternstraße, die 1880 neu gepflastert wurde (Abb. 8),<sup>66</sup> und sie ist heute noch in der Molitorgasse unterhalb von St. Stephan zu sehen. Da bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich Keupersandsteine unterschiedlichen Formats in Reihen gepflastert wurden, ergab sich bei den Wölbungen der Straßendecke ein belebtes und doch wieder einheitliches Erscheinungsbild, da keine deutliche Trennung zwischen Trauf- und Wegpflaster durch unterschiedliche Materialien oder Verlegearten vorgenommen wurde.

Zunehmender Handel und Verkehr am Ende des 19. Jahrhunderts erforderten, die Fahr- und Marktbereiche stärker abzusondern, den Verkehr zu lenken und den Fußgängern eigene, geschützte Gehwege zuzuweisen. Randsteine begrenzten nun die

<sup>60</sup> ASB C 2 VI J 589/19 (Jg. 1909 ff.).

<sup>61</sup> ASB C 2 VI J 589/19.

<sup>62</sup> U. a. ASB C 2 VI J 19397: Oberer Stephansberg 1888; Heinrichsdamm 1890, Laurenziplatz 1895.

<sup>63</sup> ASB C 2 VI J 19397, Nota 2. 11. 1901.

<sup>64</sup> Aquarell von Franz Hohle, Ansicht der Langen Straße: SBB M. v. O. A I 24.

<sup>65</sup> Diesen Zustand dokumentiert eine Photographie in ASB BS 333.

<sup>66</sup> ASB C 2 VI J 19383 (Jg. 1880)..



Abb. 8: Matern (ASB BS 342 Matern H2B2).

Fahrbahnen, sollten das Ausgleiten der Fuhrwerke bei Eisbildung verhindern,<sup>67</sup> und zugleich ermöglichten sie die Anlage höher gelegener Trottoirs.

Viele Straßen erhielten eine mittlere Fahrbahn und Seitenstreifen, die mit unterschiedlichen Steinarten gepflastert wurden. Diese waren der jeweiligen Beanspruchung des Straßenteils angepaßt, was Pflasterausgaben einsparen sollte: Keupersandstein war zwar weicher und weniger dauerhaft als Granit und Basalt, aber in der Umgebung billiger zu gewinnen. So pflasterte man die härteren fremden Steine nur auf den stark beanspruchten Fahrbahnen in der Mitte der breiten Straßen. Die Seitenstreifen, die in den Marktstraßen vielfach als Handelsplatz dienten, erhielten Tütschengereuther Stein, der selten neu gebrochen, sondern oft aus Umpflasterungen gewonnen wurde. Die Straßenoberfläche war weiterhin gewölbt, jedoch war die Fahrbahn in der Mitte fast eben (was abhängig von der Steigung der jeweiligen Straße war), während sich die Seitenpflaster leicht zu den Wasserrinnen am Straßenrand bogen. Zeilensteine schieden Fahrbahn und Seitenpflaster. An die Seitenpflaster und Rinnenzeilen schlossen sich jetzt oftmals Hochbordsteine und Trottoirs an. Am augenfälligsten wurde die Trennung der drei Straßenspuren allerdings durch die unterschiedliche Materialwahl, die mit Farb- (z. B. dunkler Basalt und graubeiger Keupersandstein) und Formdifferenzen (regelmäßige, sogar würfelförmige Quader für die Fahrbahn, unregelmäßige, schmale Formate für die Seiten) einherging. Hinzu kamen die Klinkerplatten oder wassergebundenen Decken der Trottoirs. Ein lebhaftes Miteinander unterschiedlicher Beläge, Steinsorten, -formate und -farben bestimmte fortan das Straßenbild. Die Friedrichstraße (Abb. 3) hatte 1890 ihre 5 m breite Fahrbahn aus Granitwürfeln und ihre Tütschengereuther Seitenpflaster erhalten.<sup>68</sup> Am anschließenden Schönleinsplatz entstanden äußerst komplizierte Pflasteranschlüsse, da hier mehrere Straßen mit Fahrbahn- und Seitenpflaster einmündeten.<sup>69</sup> Die typische Straßenanlage des ausgehenden 19. Jahrhunderts – allerdings von bescheidenerem Ausmaß – dokumentiert auch die Aufnahme der Maternstraße (Abb. 8), und sie hat sich noch in der Auffahrt zur Oberen Pfarre erhalten (Abb. 4, 5).

Seit 1897 brachte das Schienennetz der Trambahn zahlreiche Änderungen mit sich. Zwischen den Schienensträngen entstand ein Reihenpflaster, das meist aus einem anderen Material als die Fahrbahnen der Fuhrwerke oder die Seitenpflaster hergestellt worden war, und bisweilen mit dem Diagonalpflaster der Fahrbahnen kontrastierte (Abb. 6). Da nun die Fuhrwerke den Schienen auswichen, nicht mehr die Fahrbahnmitte, sondern die Seitenpflaster benutzten und stark beanspruchten, mußte das Tütschengereuther Seitenpflaster mit dauerhafteren Materialien, zum Beispiel Granit,

<sup>67</sup> ASB C 2 VI J 19397 (Nachtrag für 1889).

<sup>68</sup> ASB C 2 VI J 19394 (Jg. 1889), ASB C 2 VI J 19397 (Jg. 1890; desgl. Wilhelm- und Peuntstraße, der Anschluß der Schützenstraße an die Friedrichstraße mit Basaltfahrbahn).

<sup>69</sup> Dies veranschaulicht eine Photographie des Platzes von A. Erhardt aus dem Jahr 1893 (ASB D 3001, HV 73).

umgepflastert werden.<sup>70</sup> Schließlich entfernte man die Seitenpflaster völlig.<sup>71</sup> Als man 1910/11 die Königstraße und die Lange Straße mit Vulkanolplatten auslegen wollte, wurde empfohlen, neben und zwischen den Schienen Granit zu pflastern. Dies bewirkte, daß die Fuhrwerke die Granitstreifen mieden, weniger die Fahrbahn wechselten und den Rechtsverkehr einhielten.<sup>72</sup>

Im wesentlichen blieb Bamberg bis zum Zweiten Weltkrieg eine Stadt des Steinpflasters. Erst danach setzten sich Asphaltstraßen durch. Viele Pflasterwege wurden mit Teer überzogen, dadurch ruhiger zu befahren und leichter zu reinigen. Hier und da »blinzeln« die Steine aus ihrer Teerdecke hervor. Zum Teil haben sich die Traufpflaster in schmaleren, gehsteiglosen Straßen erhalten (z. B. Gasfabrikstraße), zum Teil reicht die Asphaltierung der Straßenfläche bis an die Hausfassaden (z. B. Frauenstraße). Eine jahrhundertealte Tradition drohte verlorenzugehen. Nur die Pflasterung des Dombergs war wohl nie grundsätzlich in Frage gestellt. Erst in jüngster Zeit besann man sich wieder auf die Pflasterung als ein Merkmal der Stadt, jedoch im zeitgemäßen Gewand: Der Grüne Markt, seit alters pulsierende Verkehrsader, wurde zur Fußgängerzone. Die Differenzierung von Fahrbahnen und Trottoirs, die das 19. Jahrhundert angelegt hatte (Abb. 6) und die auch in der Asphaltära der Nachkriegszeit weitgehend erhalten blieben, verlor ihre Berechtigung. Stattdessen entstand eine Fläche, die nun mit Riegeln und Kopfsteinen künstlich-kunstvoll gestaltet wurde.

Stadtpflaster macht müde – sagt man. Wer aber vom Domberg herab in das Zentrum der Inselstadt geht, der kann dabei auch ein interessantes Stück der Stadtgeschichte erlaufen: Bamberg's Pflastertradition seit dem Mittelalter bis in die Gegenwart.

<sup>70</sup> ASB C 2 VI J 19397: Beschluß vom 20. 1. 1898.

<sup>71</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II: z. B. 1910 in der Friedrichstraße.

<sup>72</sup> ASB C 2 VI J 589/20 II.

Guido Rings

## Dionysios I. Tyrann zwischen griechischer Polis und hellenistischer Monarchie

### Zur historiographischen Reflektion Dionysios I. von Syrakus

Eine Auseinandersetzung mit den Quellen und ihren Problemen bildet bei der Behandlung Dionysios I. nahezu zwingend den Ausgangspunkt, da die Dürftigkeit der Überlieferung quellenkritische Aufgaben stellt, die bis heute nicht gelöst wurden. Im Mittelpunkt steht eine Beschäftigung mit Diodor von Agyrion, der seine große Weltgeschichte im Zeitalter des Caesar und des Augustus schrieb und mit den Bänden 13 bis 15 die einzig erhaltene zusammenhängende Darstellung zur Herrschaft des Tyrannen von Syrakus bietet. Diodor wird zur primären Sachquelle, da von den Zeitgenossen Dionysios I. im wesentlichen die Hellenika Xenophons erhalten sind, der den Tyrannen nur in Zusammenhang mit seinen Interventionen zugunsten Spartas erwähnt.<sup>1</sup>

Von dem zeitgenössischen Philistos und den großen Historikern des späten 4. Jahrhunderts, Timaios, Ephorus und Theopomp, existieren nur noch Fragmente. Dies ist umso bedauerlicher, als Diodors historiographische Leistung eher gering ist: Seit Niebuhr wurden ihm wiederholt »sklavische Abschreiberei, chronologische Ungenauigkeit und gedankenlose Wiederholungen, Widersprüche und Inkongruenzen« vorgeworfen,<sup>2</sup> was Anlaß zu der Schlußfolgerung gibt, daß der Wert von Diodors Werk denjenigen seiner Quellen kaum überschreitet und die Suche nach diesen Quellen umso dringlicher erscheinen läßt. Lange Zeit dominierend war die auf Nissen (1863)

zurückgehende, von Volquardsen (1868) ausgeführte Einquellentheorie, nach der Timaios die einzige Quelle für Diodors sizilische Geschichte gewesen sei. Gegenpositionen haben etwa Laqueur (1936) als Begründer einer Zweiquellentheorie und Drews (1962) mit der Argumentation für eine Vielquellentheorie bezogen. Meister (1990) folgt weitestgehend der Darstellung von Stroheker (1958), wenn er formuliert, daß Diodor »im allgemeinen eine Haupt- und eine Nebenquelle (manchmal auch mehrere Nebenquellen)« verwendet hat und daß der Tyrannengegner Timaios von Tauromenion die Hauptquelle für die Bücher 13 und 14 gewesen sein dürfte.<sup>3</sup> Als Hauptquelle für Buch 15, das die beiden letzten Jahrzehnte der Herrschaft Dionysios resümiert, ist Ephorus von Kyme<sup>4</sup> oder auch Theopomp von Chios<sup>5</sup> anzunehmen. Eine Nebenquelle für die Bücher 13 und 14 ist der dort mehrfach zitierte Ephorus; für Buch 15 ist es entweder Ephorus oder Theopomp.

Sanders These, nach der Diodor für die Bücher 13 und 14 den Tyrannenanhänger Philistos unmittelbar als Hauptquelle benutzt haben soll,<sup>6</sup> bleibt unzureichend belegt und ist auch wegen der dionysiosfeindlichen Tendenz des Diodorberichtes kaum nachzuvollziehen.<sup>7</sup> Als Hauptquelle von Timaios ist Philistos indirekt von Diodor rezipiert worden. Dafür sprechen zahlreiche, auf politische und militärische Sachkunde des Philistos zurückgehende Textstellen in der Diodorschen Weltgeschichte, wie etwa die zum

Mauerbau von Syrakus. Die insgesamt äußerst tyrannenfreundliche Erzählung wurde von Timaios freilich nicht zuletzt durch eine Vielzahl tyrannenfeindlicher Anekdoten rhetorisch-propagandistisch in das Gegenteil verzerrt. Timaios kann zudem ein mitunter extremer sizilischer Patriotismus und ein fanatischer Haß gegen die Karthager nachgewiesen werden. Alle drei Charakteristiken setzen sich im Geschichtswerk Diodors fort, der als Sizilianer Timaios Abneigung gegen die Fremdherrschaft der »barbarischen« Karthager teilt und deren Perspektive auch über Timaios Vorlage hinaus<sup>8</sup> insgesamt sehr einseitig verkürzt.

Auf der Grundlage einer solch unsicheren Quellenlage haben nur wenige Historiker das Wagnis einer zusammenhängenden Darstellung zur Gestalt und Geschichte des Tyrannen von Syrakus auf sich genommen. Als Standardwerk gilt bis heute Strohekers »Dionysios I.«, das auf 263 Seiten ein sehr ausführliches Bild der Tyrannenherrschaft erstellt und diese in dem strukturanalytisch ausgerichteten siebten Kapitel klar und prägnant in die Geschichte der griechischen Staatenwelt einordnet.<sup>9</sup> Der Zeitraum von Dionysios Machtergreifung im Jahre 405 bis zur Konsolidierung dieser Macht vollzieht sich nach Stroheker in Formen, die der älteren griechischen Tyrannis immanent sind. Im großen Karthagerkrieg (398–392) erweist sich Dionysios dann als durchaus moderner, rational planender Stratege, der sich eines mit neuester Kriegstechnik ausgerüsteten Söldnerheeres zum Aufbau einer Territorialherrschaft bedient. Als »modern« im Sinne einer Wegbereitung für das hellenistische Zeitalter wird auch die monarchische Auffassung und Form der Herrschaft charakterisiert, die in einer einmaligen dynastischen Vererbung kulminiert. Die Absicherung des Territorialgebildes durch einen Krieg gegen den Italiotenbund (390–386) und zwei weitere Kriege gegen die Karthager im westlichen Sizilien (382–374; 368–367) gelang jedoch nur rudimentär.

Das Verfehlen des spätestens nach der Schlacht von Kabala (375?) offiziell deklarierten

Kriegsziels der Vertreibung aller Karthager von Sizilien und den bei allen nachträglichen monarchischen Legitimierungsversuchen doch letztendlich illegitimen Charakter der Tyrannis akzentuiert Stroheker als Hauptgründe für den geringen Fortbestand von Dionysios Herrschaft nach dessen Tod. Seine Tyrannis blieb in ihrer Mittelstellung zwischen der späten griechischen Poliswelt und dem monarchischen Territorialstaat des Hellenismus trotz der 38jährigen Regierung Dionysios I. ein labiles Konstrukt.<sup>10</sup> Wie bereits die frühe griechische Tyrannis war auch sie primär von persönlichen Charisma des Machträgers abhängig und die schwachen Nachfolger Dionysios I. erwiesen sich als unfähig, das entstandene Machtvakuum auszufüllen.

Sowohl der nationalsozialistisch schwer vorbelastete Althistoriker Helmut Berve als auch der jüdische Forscher Moses Finley folgen Stroheker in diesen Grundzügen seiner Darstellung, setzen aber in Übereinstimmung mit ihren individuellen Lebensläufen grundlegend verschiedene Akzente. Während sich Berve, nach Christ »der Historiker des griechischen Herrentums«, <sup>11</sup> primär staatsrechtlich-politisch für das Verhältnis von Tyrannis und Polis interessiert,<sup>12</sup> betont

<sup>1</sup> *Diodorus of Sicily*, Englische Übersetzung von C. H. Oldfather, 12 Bde., Bd. V und VI: Bücher 13–15, London 1963, S. 368 f., 372, 387.

<sup>2</sup> Vgl. K. F. Stroheker, *Dionysios I. Gestalt und Geschichte des Tyrannen von Syrakus*, Wiesbaden 1958, S. 13; K. Meister, *Die griechische Geschichtsschreibung: von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*, Stuttgart 1990, S. 176, 180.

<sup>3</sup> Vgl. K. Meister (s. A.2).

<sup>4</sup> Vgl. ebda., S. 179.

<sup>5</sup> Vgl. K. F. Stroheker (s. A.2), S. 14.

<sup>6</sup> Vgl. J. L. Sanders, *Diodorus Siculus and Dionysios I. of Syracuse*, in: *Historia* 30 (1981), S. 394–411.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu K. Meister (s. A.2), Anm. 133, S. 218.

<sup>8</sup> Vgl. *Diodorus of Sicily* (s. A.1), XV, 15.3.

<sup>9</sup> Vgl. K. F. Stroheker (s. A.2).

<sup>10</sup> Auf eine solche Mittelstellung verweist auch L. J. Sanders, *Dionysios I. of Syracuse and the origins of the ruler cult in the Greek world*, in: *Historia* 4 (1991), S. 275–287. Dionysios I. wird hier neben dem Spartaner Lysander, dem Sieger von Aigospotamoi, als Mitbegründer des bei Alexander dem Großen ausgeprägten hellenistischen »Führerkultes« dargestellt. Damit sind die klassischen Polisgemeinschaften überwunden, zu denen Sanders formuliert: »The chance of an individual in such societies excelling to the point where his person could lay claim to divine status were exceedingly slim«; ebda., S. 279.

<sup>11</sup> K. Christ, *Neue Profile in der alten Geschichte*, Darmstadt 1990, S. 179.

<sup>12</sup> Vgl. H. Berve, *Die Tyrannis bei den Griechen*, 2 Bde., München 1967. In diesem seinem Standardwerk betont Berve, S. 236ff., die Doppelstellung des Dionysios zwischen »strategos autocrator« und »tyrannos«, die in Korrelation mit der skrupellosen Ausschaltung der Oligarchen die Ungesetzlichkeit antiker

Finley aus geradezu humanistischer Perspektive den »Preis, der an Menschenleben und Menschenglück dafür zu zahlen war« und der »sich nicht ermesen« ließe.<sup>13</sup> Das Entstehen einer Tyrannis ist bei Berve »Symptom« tiefgreifender Krisen, derjenigen nämlich, die sich bei der Auflösung des Gefüges der archaischen Adelswelt einstellte, und jener, welche durch die innere Zersetzung der Polis hervorgerufen wurde.«<sup>14</sup> Finley hingegen verweist besonders auf »demagogische Methoden«, mit deren Hilfe auch Dionysios I. nach dem Vorbild älterer Tyrannen an die Macht gelangt sei.<sup>15</sup>

Abgelehnt wird die antike Tyrannis des Dionysios von beiden Historikern. Der von dem spartanischen Gemeinschaftswesen begeisterte Berve bemängelt jedoch primär »die Vergewaltigung eines sich selbst seine staatlichen Lebensformen setzenden autonomen Gemeinwesens durch einen einzelnen machtgerigen Menschen.«<sup>16</sup> Der von der direkten Demokratie der athenischen

Polis eingenommene Finley klagt demgegenüber vor allem über die Degradierung der »Bürger« zu »Untertanen« und schließt seine Darstellung Dionysios I. mit einem Verweis auf die seit seiner Herrschaft wieder zu konstatierende Heuchelei bei den Volksversammlungen: »Das waren bloße Finten im Spiel um die Macht, angewandt von Abenteurern, wenn es ihren Zwecken diene. In Wirklichkeit trafen diese Abenteurer und ihre bewaffneten Söldner die Entscheidungen, nicht die Bürger, die in der Volksversammlung ihre Stimme abgaben.«<sup>17</sup>

Berve deutet abschließend seine Identifikation mit dem Nationalsozialismus an, wenn er der wegen ihres individualistischen Charakters abgelehnten antiken Tyrannis das ungleich günstigere Bild des »modernen Tyrannen als dem Exponenten einer Massenbewegung« gegenüberstellt. Hier erkennt sich nach Berve die Masse wieder, und zwar so, »daß sie sich selbst zu gehorchen meint.«<sup>18</sup>

Tyrannis besonders verdeutlicht. Das Charakteristische seiner Herrschaft ist aber der Übergang zur Monarchie, nicht die oberflächliche Verdeckung der Tyrannis durch Beibehaltung verfassungsmäßig legitimierter Titel.

<sup>13</sup> M. Finley, *Das antike Sizilien*, München 1979, S. 103.

<sup>14</sup> M. Berve, *Wesenszüge der griechischen Tyrannis*, in: *HZ* 1954, S. 4.

<sup>15</sup> M. Finley (s. A 13), S. 103.

<sup>16</sup> H. Berve (s. A 14), S. 5.

<sup>17</sup> M. Finley (s. A 13); S. 116.

<sup>18</sup> H. Berve (s. A 14), S. 19.

## Autoren

ELISABETH HEIL (1963); Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie an der Universität Würzburg. 1933 Promotion über »Fenster als Gestaltungsmittel an Palastfassaden der ital. Früh- und Hochrenaissance«, danach Volontariat beim Bayer. Landesamt für Denkmalpflege. Neues Forschungsvorhaben zur Architektur- und Gartengestaltung des 19.–20. Jahrhunderts.

JÖRG STABENOW (1963); Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Evangelischen Theologie in Hamburg und München. Arbeitsgebiete: Architekturgeschichte, Städtebau und Denkmalpflege. Zuletzt erschienen: »Joze Plecnik. Städtebau im Schatten der Moderne«, Braunschweig 1996. Arbeitet am Landesamt für Denkmalpflege Sachsen in Dresden.

JÜRGEN TRIMBORN (1971); Studium der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Köln. Februar 1997 Promotion in Kunstgeschichte: »Denkmale als Inszenierungen im öffentlichen Raum. Ein Blick auf die Denkmalproblematik in der Bundesrepublik Deutschland aus denkmalpflegerischer und medienwissenschaftlicher Sicht«. Mehrere Fachveröffentlichungen zum gesellschaftlichen Umgang mit Denkmälern.

KONRAD TYRAKOWSKI (1945); Privatdozent für Kulturgeographie an der Katholischen Universität Eichstätt; Promotion 1974 zur Entwicklung ländlicher Siedlungen in Mexiko; Habilitation 1986 zur andalusischen Binnenkolonisation in der Franco-Zeit. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Tourismus und historische Landesentwicklung in Mexiko, Wasserprobleme und Naturparke in Spanien.

## Besprechungen

HARALD BODENSCHATZ, »Der rote Kasten«. Zu Bedeutung, Wirkung und Zukunft von Schinkels Bauakademie, Berlin: TRANSIT Buchverlag 1996, zahlr. Abb., 112 S., DM 28,-.

»Der rote Kasten« – Welch eine despektierliche Benennung einer Ikone der deutschen Architekturfunktion, der Schinkelschen Bauakademie. Seit seinem Abbruch Anfang der 60er Jahre ist dieses Gebäude für die Fachgenossen zum Mythos geworden – offenbar gerade für jene, die es nie haben sehen, bestenfalls seine Hülle aus Publikationen kennen. Nach dem Wegräumen des realsozialistischen Staates und dessen Außenministerium scheinen die Voraussetzungen geschaffen, daß nun endlich die »zentrale Sehnsucht vieler Fachleute« (Bodenschatz) nach der Schinkelschen Bauakademie möglichst durch einen originalgetreuen Wiederaufbau gestillt werden kann. Die politische Entscheidung für den Wiederaufbau ist gefallen, doch wie, wofür und vor allem wann, dies steht in den Sternen. Es fehlt an Geld und tragfähigen Konzepten.

Es gibt kaum ein anderes Bauwerk, das in seiner ursprünglichen Konzeption Bauwerk und Institution zugleich, in Konstruktion, Gestalt, Bildprogramm und Ausführung so programmatisch war und im Bewußtsein der gegenwärtigen Fachwelt mit seinem Architekt so eng verknüpft, fast schon synonym gesetzt wird wie die Bauakademie. Die Bauakademie gilt heute für Anhänger der verschiedensten Architekturströmungen als Produkt eines Genies, als zukunftsweisend und rational, als Meilenstein der Moderne und des industriellen Bauens, gar als »revolutionäres Bauwerk«. Dabei war dieses Bauwerk bei näherem Hinsehen in seinem konstruktiven System und in der Verwendung konstruktiver Elemente, auch in seiner Ästhetik weit weniger rational,

modern oder revolutionär als viele seiner englischen Vorbilder. Abgesehen von den Urteilen der Hagiographen Schinkels und seines Werkes waren die Wertschätzungen, die die Bauakademie bei den Fachgenossen und in der Öffentlichkeit genoß, in der Vergangenheit weit widersprüchlicher als heute (vgl. Bodenschatz, 24 ff.). Für Bodenschatz ist die Bauakademie ein »Beispiel für das Auseinanderklaffen der Wahrnehmung innerhalb der Fachwelt« sowie »zwischen Teilen der Fachwelt und den Stadtbürgern« (31).

Die Entstehung des Bauwerks Bauakademie aus den Niederungen seines Zwecks und seiner Nutzung stellt eine wesentliche Voraussetzung für seine Erhebung zum Kultobjekt der interessierten Fachöffentlichkeit dar. Die untrennbare Koppelung des Bauwerks mit seinem »Schöpfer« verweist »auf die direkten Bezüge zwischen Genius und genialem Werk« (59). Seit sich auch in der jüngeren Architektengeneration die traditionelle Auffassung durchgesetzt hat, daß die eigentliche Produktivkraft des Entwerfens die Intuition des »schöpferischen Subjekts« sei, haben der Geniekult und die Heldenverehrung Konjunktur. Für jemanden, der einer Generation angehört, die einmal aufgebrochen war, um Autoritäten zu stürzen und Mythen aufzuklären, ist es schon amüsant, die Fachgenossen bei ihren Kniefällen vor dem »Genie« Schinkel und dessen »genialem Werk« zu beobachten. Bemerkenswert ist dabei, daß ihre Ehrenbezeugungen einem preußischen Spitzenbeamten gelten, einem arbeitswütigen Kontrolleur und »ästhetischen Zuchtmeister« (Bodenschatz) der Baukultur im Dienste eines »trüb reaktionären« Staates, der bei seinen Zeitgenossen, vor allem bei jenen, die er kujannte, sicherlich nicht ungeteilte Zustimmung fand.

Der vorliegende Essay von Harald Bodenschatz ist eine überarbeitete und erweiterte Fas-

sung der Antrittsvorlesung des Autors als Professor für Architektur- und Planungssoziologie an der Technischen Universität Berlin im Dezember 1995. Im Mittelpunkt dieser Abhandlung über die Bauakademie stehen nicht nur das Bauwerk, seine städtebauliche Einordnung und Bedeutung. Bodenschatz legt größten Wert auf die »Verarbeitung« jenes Ereignisses, das Platz »für die Wiederaufstehung der Schinkelschen Bauakademie« geschaffen hat, des Abbruchs des DDR-Außenministeriums, und auf die Aufarbeitung der »Geschichte der Institution Bauakademie, (der) Geschichte der Nutzungen des Bauwerks und ihrer Wirkungen«, die seiner Meinung nach ebenso wie der »Blick auf Gestalt und Material des Bauwerks« für die »Legitimation des Wiederaufbaus« erforderlich sei. Darüber hinaus sind seine Beobachtungen und Interpretationen der vergangenen und gegenwärtigen Rezeption der Bauakademie und deren »Schöpfer« Schinkel von zentraler Bedeutung für den gesamten Argumentationsgang. Für ihn war die Bauakademie keineswegs eine »Einrichtung des Bürgertums, (eine) frühe Manifestation des bürgerlichen Individualismus oder gar (eine) Verkörperung demokratischer Ansätze«; sie war eine »Bildungsanstalt für künftige preußische Staatsbeamte und oberste Baubehörde«, in ihrer architektonischen Selbstbezogenheit eine »geschlossene Anstalt« und damit eine »ideale Architektur eines bürokratischen Staates« (65).

Die Aktivitäten für und wider den Wiederaufbau der Bauakademie sind nach Auffassung des Autors entscheidend geprägt durch die praktischen Folgewirkungen der Reduktion der Bauakademie auf das »kultische Konstrukt Schinkelsche Bauakademie«: Es geht fast ausschließlich nur um den Wiederaufbau des Gebäudes, der als Chance einer positiven Formung »eine(s) entscheidenden Baustein(s) des neuen Zentrums der deutschen Hauptstadt« (7) begriffen wird. In diesen Auseinandersetzungen spiegeln sich die »Ost-West-Zerrissenheit der Berliner Fachwelt« wider (80). Bodenschatz beläßt es nicht bei Darstellungen, Beobachtungen und Analysen vergangener und gegenwärtiger Ereignisse und Akteure und überwindet die traditionelle Selbstbeschränkung der Soziologie. Er bezieht in der

Wiederaufbaudiskussion Position und mischt sich in strategische Diskussionen ein. Er entwirft in Auseinandersetzung mit den diskutierten Optionen »programmatische Perspektiven einer europäischen Bauakademie« einmal hinsichtlich des Baus und der Institution und zum anderen hinsichtlich ihrer städtebaulichen Bedeutung für eine Neubestimmung und Neuinterpretation des »Berliner Zentrums« (94 ff.). Der Autor ist sich angesichts der leeren öffentlichen Kassen und des relativ geringen Interesses potentieller Investoren durchaus bewußt, daß seine Vorschläge kaum Realisierungschancen haben. Eine Situation ist entstanden, in der der Abbruch des DDR-Außenministeriums und der erwünschte Wiederaufbau der Bauakademie immer weiter auseinanderklaffen. Es ist zu erwarten, daß die provisorischen Grüngestaltungsmaßnahmen für längere Zeit Bestand haben werden.

Ein gut gemachtes, reich bebildertes und lesbares Büchlein liegt hier vor. Es macht Spaß, darin zu blättern und zu lesen. In ihm bleibt trotz aller praktischer und pragmatischer Wendungen glücklicherweise das Aufklärungsinteresse des Autors noch deutlich sichtbar. Aufklärung tut auch not in einer Zeit, in der »Unübersichtlichkeiten« und alte wie neue Mythen zu dominieren scheinen.

Berlin

Erich Kanter

TILMAN HARLANDER, *Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus*, Basel: Birkhäuser 1995 (Stadt-Planung-Geschichte, Bd. 18), 87 Abb., 344 S., DM 86,-.

1945, als der grausame Spuk vom »Tausendjährigen Reich« vorbei war, hat man mitnichten mit allen Entwicklungen, die in den 12 Jahren zuvor geprägt wurden, gebrochen. Zögerlich nur wird dies in den verschiedenen Disziplinen als Tatsache anerkannt. Um so besser, wenn es auch in bislang unterbewerteten Bereichen Ansätze der kritischen Reflexion gibt: »Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine« lautet der Titel eines

Buches von Tilman Harlander, das induktiv verdeutlicht, daß der Nationalsozialismus gerade kein geschlossenes ideologisches System, sondern eine Vielzahl widersprüchlicher, teils bloßer propagandistischer, teils erstzunehmender Ideologiefragmente der verschiedensten Akteure und Institutionen hervorgebracht hat. So läßt eine Facette – das Thema Wohnungsbau – gleichsam die Umriss eines komplexen und zersplitterten Ganzen – die Ära des Nationalsozialismus – erahnen.

Zunächst einmal ist es durchaus überraschend, daß ein vermeintlich nebensächliches Politikfeld sich als heiß umkämpft erweist. Machträger wie Robert Ley mit seiner »Deutschen Arbeitsfront« (DAF), der Parteiideologe und Siedlungs»experte« Gottfried Feder, der »Generalbevollmächtigte für die Bauwirtschaft« und Rüstungsminister Fritz Todt, »Hitlers Architekt« Albert Speer, schließlich auch Martin Bormann und andere rivalisierten mit ganz unterschiedlichen Konzepten um ihren Einfluß auf die angestrebte »totale« Wohnungspolitik. Anfangs dominierte die DAF. Sie entwickelte eine »gegen »Plutokratie« und »Zinskapital« gerichtete Vision eines totalitären Sozialstaates, der die ganze Gesellschaft in den Griff seiner totalen Fürsorge – und Kontrolle – nehmen sollte«. Doch selbst Leys NS-Jargon (»Der Wohnungsbau muß zum Schutzwall gegen Vergreisung, fremdvölkische Unterwanderung und soziales Elend werden«) kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß von ihm, gestärkt durch seine zusätzliche Rolle als »Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau«, eine Politik verfolgt wurde, die letztlich bruchlos in die Nachkriegszeit hinüberleitete.

Die Auseinandersetzungen im Vorfeld des Führererlasses vom 15. November 1940 »zur Vorbereitung des deutschen Wohnungsbaus nach dem Kriege« markierten dabei eine der wichtigsten Weichenstellungen überhaupt. »Im Kern wurde um ein neues Konzept von Sozialstaatlichkeit im Wohnungsbau gerungen, wobei auf der einen Seite die etatistisch-planwirtschaftlichen Konzepte der DAF und auf der anderen Seite die eher marktwirtschaftlich orientierten Vorstellungen der Ministerialbürokratie und der etablierten Kräfte der Wohnungswirtschaft und

des Kreditwesens standen.« Und im Ergebnis, meint Harlander, hieß das: »So unterschiedlich die Ausgangsposition in den Beratungen auch waren, im Ergebnis vollzog sich schließlich bei allen weiterbestehenden Differenzen doch eine bemerkenswerte Annäherung in der Problemperzeption und ein gewissermaßen »modernisiertes« Konzept technokratischer Sozialstaatlichkeit im Wohnungsbau, in dem die Konturen der wohnungspolitischen Weichenstellung der 50er Jahre in vielfältiger Weise vorgezeichnet waren.«

Geprägt von einem »reaktionären Modernismus«, offenbart die nationalsozialistische Wohnungspolitik sich vielgestaltiger und widersprüchlicher, als es verbreitete Klischees vermuten lassen. Mehr als eine Propagandafloskel kann der »einheitliche Wille im neuen deutschen Bauschaffen« nicht gewesen sein. Die Erkenntnis, daß man es unterhalb einer Ebene exemplarischer, gewissermaßen parteioffizieller und damit dominierender Architektur mit einer Vielfalt konkurrierender und koexistierender Stilrichtungen zu tun hatte, wird man auch auf den Wohnungs- und Siedlungsbau übertragen müssen, der häufig allzu pauschal dem »Heimatschutzstil« zugeschlagen wird. Was die Lektüre verdeutlicht, ist nicht mehr und nicht weniger, als der Wandel vom Siedlungsideal zu den Konzepten eines normierten und rationalisierten Massenwohnungsbaus. Um Architektur ging es dabei allenfalls als Folie, als willfähiges Verpackungsmaterial, um diejenigen Inhalte, die nicht mit den proklamierten Idealen von der »eigenen Scholle« übereinstimmten, zu verkleistern.

Mitunter wurde man aber auch sehr deutlich. So formulierte der Finanzexperte Mössner 1943 in einer Denkschrift: »Eine Rekordproduktion zu sinkenden Kosten bei niedrigen Reinerträgen ist aber praktisch nur auf dem Wege rücksichtsloser Rationalisierung und Einsparung aller Eigenenergien der in der Wohnungswirtschaft lebendigen Kräfte erreichbar.« Und der Planer Schönbein sekundierte: »Allerdings müßten hierzu neben den technischen und den organisatorischen auch die notwendigen psychologischen Voraussetzungen geschaffen werden. In gewisser Weise kann in diesem Punkt sogar Amerika als Vorbild dienen.« In diesem Punkt herrschte –

ausnahmsweise einmal – Einigkeit bei den beteiligten Stellen, wobei Speer weitaus kompromißloser noch als Ley die Rationalisierung als Kern des neuen Wohnungsbaus definierte. Und im gleichen Maße, wie Modernisierungsbestrebungen die Oberhand bekamen, erfolgte eine Demontage der Kleinsiedlung, der völkischen Angeridylle als propagiertem Modell. Solche Ideale schien man nun lediglich zu bemühen, um die »ideologische und programmatische Wende zu einem industriell gefertigten Wohnungsbau« zu flankieren. Und der Heimatschutz, der der befürchteten »Uniformisierung« und »kalten und seelenlosen Technisierung und Mechanisierung« des Wohnungsbaus entgegenwirken wollte, war bereits 1942 kein vollwertiger Gegner mehr.

An dessen Stelle trat ein ganz anderes Problem. Konfrontiert mit den Folgen des Luftkrieges, war man ab 1943/44 zum massenhaften Bau von primitiven Behelfswohnungen gezwungen. Und auch diese wollten legitimiert sein: »Die großstädtischen Bequemlichkeiten wie Gasherd, Sammelheizung und Wasserzapfstellen im Haus« hätten ohnehin, so hieß es in einschlägigen Verlautbarungen, »vielfältige Nachteile, die nun der Krieg ans Licht bringe: Sie machen unselbständig, sie verweichlichen; die Abhängigkeit von solchen Bequemlichkeiten verdirbt den Widerstandswillen und die Fähigkeit zur Selbstbehauptung in Kriegsnotzeiten.« So blieben zwar die unmittelbaren Wirkungen der Rationalisierung sehr beschränkt. Gleichwohl beförderten und befestigten diese Planungen aber »die weitere Entkommunalisierung und Zentralisierung des Wohnungswesens, eine Tendenz, die sich auf Jahrzehnte hinaus als stabil erweisen sollte«.

Der Dualismus zwischen Partei und Staat in der Frage des Wohnungsbaus sowie die Vielzahl der Beteiligten schafften ein heterogenes Aktionsfeld. Die sich daraus ergebenden Interessenkonflikte und der – auch und besonders für die Nachkriegszeit folgenreichen – »partielle Modernisierungsprozeß« wird vom Autor exzellent (und auf der Basis neuerschlossenen Quellenmaterials) dargestellt. »Gerade in einem Bereich, der zunächst programmatisch durch so dezimiert antimoderne Zielsetzungen geprägt war wie das Wohnungs- und Siedlungswesen«, so stellt Har-

lander fest, »setzten sich bei einem maßgeblichen Teil der NS-Elite nach und nach Positionen durch, die mit der Entwicklung der Wohnung zu einem Massengut zugleich auf die Ausdehnung sozialstaatlicher Zentralisierung und Regulierung, die Förderung des Massenwohnungsbaus und rationalisierte Formen der Bauproduktion drängten.« Harlanders Buch trägt dazu bei, mit dem Mythos von der Voraussetzungslosigkeit nationalsozialistischer Politik aufzuräumen.

Berlin

Robert Kaltenbrunner

HANS MOMMSEN / MANFRED GRIEGER, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*, Düsseldorf: Econ 1996, 960 S., DM 78,-.

MommSEN – bekannt für seine umfassenden Studien zum Dritten Reich – veröffentlichte kurz vor dem Jahreswechsel 96/97 seine Studie über die Geschichte des Volkswagenwerkes, in der wir über die Entstehung der Idee des Volkswagen und über das Werk und die »Stadt des KdF-Wagens«, über die typischen Machtstrukturen im Bereich Wirtschaft, über das bedenkenlose Finanzierungsgebaren der Betreiber des Projektes »Volksmotorisierung« und über die »Amoralität« Porsches in der Ausnutzung seiner speziellen »Connections« zu Hitler berichtet wird. Durch die Verknüpfung der Geschichte der Belegschaft und der ausländischen – vor allem italienischen – Arbeiter als Leiharbeiter und Zwangsarbeiter aus dem »Osten« sowie der KZ-Arbeiter mit der Darstellung der Bemühungen um die Massenproduktion eines Kleinwagens und allen gleichzeitigen technischen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen von 1937 bis 1950 entstand eine neuartige, manchmal schwer lesbare Gesamtschau eines Zeitraumes unserer Vergangenheit, der uns noch immer nicht kalt läßt.

Bedenkt man, daß Hitler im Ganzen »nur« 12 Jahre herrschte, und daß die vorliegende Untersuchung einen Zeitraum von über 9 Jahren beanspruchte, wird die neue Dimension dieses Buches deutlich. Hält man das 1,8 kg wiegende

Buch in Händen, erhofft man sich selbstverständlich Klärung vieler Fragen, die man dazu nicht beantworten konnte. Alle bedeutenden Archive, eine Unzahl von Interviews Beteiligten, sämtliche zum Komplex beitragenden Dissertationen werden als Quellen angegeben: Eine Breite des Materials, die der Breite des Themas würdig ist. So taucht man in dieses gewichtige Buch: Die Idee eines modernen, zeitgemäß vertikal organisierten, auf Massenherstellung eines neukonzipierten Pkw ausgerichteten Werkes geht zwar nicht auf Hitler zurück – ähnlich den parallel dazu entstehenden Autobahnen – wurde von den Nazis aber propagandistisch geschickt genutzt. Die Widerstände der Automobilindustrie half der Auto- und Porsche-begeisterte Diktator zu überwinden.

Doch ohne Arbeiter konnte die Produktion im Werk nicht geschehen. Eine neue Stadt sollte das sogar nach Weltmaßstäben riesig geplante Werk ergänzen. Die Stadt – heute Wolfsburg genannt – wurde, soweit es die Kriegsvorbereitungen Hitlers (Westwallbau – Rüstungsforcierung mit dem Vierjahresplan – Besetzung der Tschechoslowakei und »Anschluß« Österreichs) und der von ihm ausgelöste Zweite Weltkrieg zuließen, gebaut.

Eine neue Sicht der städtebaulich-architektonischen Planungen von Werk und Stadt stand für Mommsen mit Sicherheit nicht im Mittelpunkt seiner Untersuchung. Einige neue Details zum Raumordnungsverfahren für den Standort von Werk und Stadt beweisen erneut das skrupellose Umgehen der vom Dritten Reich verordneten gesetzlichen Vorschriften, sobald es sich um erhofften Machtzuwachs handelte, andererseits aber auch das unerbittliche Gegeneinander der um die Gunst Hitlers konkurrierenden Satrapen.

Der erste Entwurf für eine »Neue Stadt bei Fallersleben« von drei Braunschweiger Hochschulpromovierten wird zwar erwähnt, jedoch ohne Nennung der Namen (Hertzog, Flesche und Gerstenberg) ihrer Fachgebiete (Siedlungsplanung, Hochbau und Eisenbahnwesen) und ohne Eingehen auf die Gründe für das Verwerfen dieses Entwurfs durch die Initiatoren des Werkes. Über die dann in Angriff genommene Stadt wird allerdings höchst Gegensätzliches berichtet. Zu

Beginn heißt es: »Die Stadt gelangte über Entwurfszeichnungen nicht hinaus« (S. 176). Nur 100 Seiten danach wird berichtet: »1943 waren in der KdF-Stadt 3500 Wohnungen verfügbar«, was immerhin nach damaligen Maßstäben ca. 11 000 Einwohner in fertiggestellten Teilen der Stadt waren. Auf Seite 740 wird zwischen den beiden zitierten Aussagen vermittelt: »Die gigantischen Pläne für eine autogerechte Großstadt, mit denen Peter Koller die Gunst Albert Speers und Adolf Hitlers gewonnen hatte, blieben Stückwerk.« Und einige Seiten weiter wird von der »idyllischen Stadtplanung Kollers« gesprochen. Das verlangt nach Korrektur.

Abgesehen vom Wort »autogerecht«, das der Stadtplaner Reichow erst Anfang der fünfziger Jahre erfand (und das dann – wie man sieht – gründlich mißverstanden wurde), war gerade Peter Koller kein – wie Mommsen ihn bezeichnet – »typischer NS-Aufsteiger« (S. 758), der die »Gunst Speers gewinnen« mußte. Er war ein Planer von hohen Graden, wie sie in dieser Zeit rar waren. Er war Studienkollege von Speer, hatte bereits mit Speer vor dessen »großer« Zeit ganz normale Architekturaufträge bearbeitet und lehnte Speers – wie er es selbst nannte – »versteiften klassizistischen Städtebau« ab. Daher rührt auch Kollers Ausschlagen von Speers Angebot, bei dessen Berlin-Planungen für Hitler (ab 1936) mitzuarbeiten. Das wiederum machte Koller für die Initiatoren des VW-Werkes interessant, als Speer ihn nach dem Reifwerden mit den Professoren aus Braunschweig vorschlug. Aber leider steht davon kein Wort in Mommsens Buch. Und das ist um so bedauerlicher, als ohne ernstzunehmende Quellenangabe eine etwas abenteuerliche These über das Aufgeben der Stadt-Bau-Pläne zugunsten eines weiteren für 6000 Insassen geplanten Lagers auf dem Laagberg aufgestellt wird. Angeblich wurde damit Kollers »Stadtplanung ad acta gelegt«, wie es ausdrücklich heißt. Als Begründung dient die »Verwendung von nichtbrennbaren Materialien«, deren Vorzug unerklärlicherweise darin bestand, »den ständigen Luftangriffen weniger ausgesetzt zu sein.«

Zu den bestehenden Zweifeln an dieser These kommt die Tatsache, daß der beabsichtigte

Standort Laagberg exakt auf der von Koller geplanten Siedlungsfläche in »Ausbaustufe B« im Westen der geplanten »Stadtkrone« liegt, also Kollers Stadtplanung durchaus entsprach.

Man erkennt an diesen wenigen Details, daß der kritische Leser kaum bis zur Mitte des Buches »andächtig« bleibt. Dann beginnt es nämlich in mancher Hinsicht ärgerlich zu werden, denn nicht nur die offensichtliche Uninteressiertheit an Fragen der Stadt als Basis des ganzen Unternehmens (wobei auch die Gegenfrage erlaubt wäre: VW als Basis der Stadt) ebenso das Ausbleiben analytischer und vergleichender Ansätze enttäuscht: Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wäre es zwar »rational« gewesen, das VW-Werk als Rüstungsbetrieb »umzufunktionieren«. Die Leitung von VW suchte aber mehr oder weniger krampfhaft nach Aufträgen, die die beabsichtigte Pkw-Produktion nicht allzusehr in den Hintergrund schieben sollte, allerdings wegen der Rohstoff-Kontingente dazu beitragen sollte, dem Aufbau der Stadt und dem Werk das Prädikat »kriegswichtig« einzutragen. Andererseits dachte man sich wohl, sofort nach einem als kurz bevorstehend angenommenen Sieg dem Ziel der Massenmotorisierung wieder alle Aufmerksamkeit zu widmen.

Erst 1941/42 entschloß sich Porsche, mit dem »Kübelwagen« dem Militär ein »kriegstaugliches« Produkt anzubieten. Mit diesem und weiterer Rüstungsproduktion hatte das Werk dann eine seiner Kapazität entsprechende Auslastung. Deshalb wurden Zwangsarbeiter und KZ-Insassen herangezogen, deren entsetzliche Lebensverhältnisse in den Lagern um das VW-Werk ausführlich dargestellt werden. Immerhin waren dann über 85% der Belegschaft Ausländer. Bei aller detailgenauen Darstellung der Greuelthaten in den KZ- und Zwangsarbeiterlagern rings um das Volkswagenwerk und in den zum Ende des Krieges hektisch vorgenommenen Untertage-Verlagerungen der Waffenproduktionen von VW (Flugbomben und Teile von Flugzeugen) vermißt man Vergleiche mit ähnlichen Unternehmen im Dritten Reich. Ebenso fehlen Vergleiche mit den Zuständen, z. B. in Auschwitz.

Dies deshalb, weil selbst bei genauester Schilderung die Vermutung bleibt, bei VW wäre man

weniger menschenverachtend mit den an die Grenze des Menschseins Gedrückten umgegangen. Auch überrascht, daß das Schicksal des KZ-Aufsehers und Menschenchinders Callesen aus Dänemark nach 1945 – Verurteilung 1945 zum Tode, ein Jahr später Freilassung und »bürgerliches Leben« in Dänemark bis zu seinem Tod 1979 – nicht mit anderen, ähnlich »harmlos« verlaufenen –, Werner Best z. B., verglichen wird. So wird auch hier dem Leser ein »Einzelschicksal« geboten, ohne daß er Bezüge herstellen könnte.

Die Produktion an VW-Limousinen und Kübelwagen am Standort Fallersleben wurde jedoch trotz aller kriegsbedingten Schwierigkeiten nicht aufgegeben. Das führte nach dem »Zusammenbruch« dazu, daß die englische Besatzungsmacht dort nicht nur die eigenen Fahrzeuge reparieren ließ, sondern zu Beginn auch Kübelwagen und Limousinen aus noch vorhandenen Einzelteilen für die drei Westalliierten zusammenbauen ließ. Jeder Demontageabsicht traten die Briten entgegen und legten damit die Basis für den Aufstieg des VW nach 1950.

Breiter Raum wird nicht nur der technischen Organisation im Werk gewidmet, es wird auch von den vielfältigen – in den letzten Monaten des Krieges oft »weltfremd« wirkenden – Entscheidungen der Betriebsleitung berichtet. Trotzdem bleiben diese Schilderungen merkwürdig abstrakt, denn es wird zwar von ihrer »Mitverantwortung« in Bezug auf die Zwangsarbeiter und KZ-Insassen gesprochen, aber die Verantwortlichen werden auch danach – in den Berichten über Porsche und über das abgelöste »Management« – nicht beim Namen genannt.

Es ist bekannt, daß Mommsen das Dritte Reich als »strukturell politikunfähig« beurteilt, aber trifft das gleichermaßen auf die technisch fixierte Elite der Industrie zu? Dem so schwerwiegenden Buch merkt man leider an vielen Stellen an, daß 10 Autoren daran arbeiteten. Dem Verlag scheinen nicht nur lästige Wiederholungen entgangen zu sein, sondern auch begriffliche Unklarheiten.

Da gibt es unauflösbare saloppe Kürzel, die so allgemein sind, daß eine Zuordnung unmöglich wird: Die Worte »Schwimmer«, »Schwimmer-

auftrag«, »Schwimmerbau«, »Schwimmerproduktion« werden ohne Erläuterung benutzt. Der Hintergrund ist folgender: Es gab eine Schwimmwagenproduktion als Variante zum Kübelwagen des VW. Es gab aber auch eine Produktion von »Schwimmerpontons«, die bei der beabsichtigten Eroberung Englands die Panzer in die Lage versetzen sollten, vom Schiff abgesetzt, schwimmend das Land zu erreichen. Was ist im jeweiligen Fall gemeint?

Aber auch rein verbale und syntaktische Schief lagen erleichtern das Lesen nicht. Das steigert sich von »sehnsüchtig vermißt«, über das »dunkle Licht«, das auf die Zustände fällt, bis zu dem Satz, daß die Betriebsführung von VW »sich bemühte, die soziale Isolierung von Zwangsarbeitern nach Kräften zu unterbinden«. (Das Gegenteil war gemeint!) Sachliche Fehler ergänzen das Bild einer hastigen Herausgabe einer so verdienstvollen Untersuchung: Eine Abbildung (S. 169) zeigt keineswegs den Architekten Peter Koller hinter Hitler stehend, wie es in der Erläuterung heißt, sondern Albert Speer. Das Schaubild 23 widerspricht der zweimal erwähnten und belegten Stilllegung des VW-Werkes in den ersten Monaten des Jahres 1947, da die Graphik zeigt, daß in jedem dieser Monate um die tausend VW-Limousinen produziert wurden.

Bei aller Bewunderung und gebotenen Würdigung der fachübergreifenden Darstellung des VW-Komplexes hätte die in einigen Bereichen gezeigte Präzision nicht bei Wohnungs- und Städtebau ausbleiben dürfen. Nicht nur nach der Singularität wird ein Gebäude, und sei es noch so beeindruckend von seinen Nutzern beurteilt, sondern danach, ob seine Türen nicht klemmen, die Heizung funktioniert und ob das Dach keine Nässe durchläßt.

So leidet die Bewunderung der Leistung des 10köpfigen Autorenteam's doch an einigen Widersprüchen und Schwächen, die hätten vermieden werden können.

München

Christian Schneider

STIFTUNG BAUKULTUR ZÜRICH (Hrsg.), *Abbruchobjekt Rindermarkt 7. Seine Rettung, mit Texten von H. R. Ruegg, J. E. Schneider, J. Hanser, Th. M. Kohler, U. Bauer, E. Neuenschwander, N. Ruoss und L. Labin, Zürich: Benteli-Werd-Verlag, 11 Abb. u. Pläne, SFr 65,-.*

Dokumentationen über die vielfältigen und komplexen Prozesse im Verlauf von Altbau-Sanierungen, die fundiert, aber dennoch auch für eine breitere Leserschaft verständlich sind, bilden bisher unter den erschienenen Publikationen eine Lücke. Nur selten wird der vielfältige Sanierungsprozeß aus der Sicht der verschiedenen, beteiligten Fachleute wie Architekt, Denkmalpfleger, Restaurator bis hin zum Statiker dargestellt und einer breiteren Öffentlichkeit damit zur Diskussion gestellt. Von dieser Warte aus gesehen, verdient das nun vorliegende Buch »Abbruchobjekt Rindermarkt 7, Seine Rettung« – selbst eine Mischung aus Fachdokumentation und persönlichen Erfahrungsberichten über die Sanierung eines bereits zum Abbruchobjekt erklärten Zürcher Altstadtthaus am Rindermarkt – eigentlich die volle Aufmerksamkeit und darüber hinaus eine breite Käuferschaft. Die Betonung liegt jedoch auf »eigentlich«. Denn die konzeptionellen Schwächen der Veröffentlichung stehen im krassen Mißverhältnis zur hervorragenden Qualität des denkmalpflegerischen und architektonischen Umganges mit dem Objekt in der Praxis.

Selbst beim zweiten – wohlwollenden – Lesen bleibt die Publikation in diesem Dilemma zwischen Publikations- und Bauqualität stecken. Im Baurecht wurde nach etlichen politischen Querelen, die als abbruchreif eingestufte Liegenschaft von der Stadt Zürich an die Stiftung für Baukultur zur geforderten sanften Sanierung weitergegeben, obwohl bereits kostspielige und zeitaufwendige Wettbewerbe zu einem Neubau im Zürcher Altstadtgeviert gelaufen waren. Innerhalb von zwei Jahren konnte mit einem hohen Maße an Innovation und Fingerspitzengefühl die Stiftung für Baukultur unter der Leitung des Architekten Eduard Neuenschwander zusammen mit Norbert Ruoss als kriminalistisch vorgehenden Statiker Vorder- und Hinterhaus der Altstadtlie-

genschaft am Rindermarkt 7 erfolgreich und zukunftsweisend »sanft« sanieren.

Leider werden die in Hochglanz und in Mehrfarbendruck bebilderten und publizierten Aufsätze diesem baulich bereits eingelösten Anspruch nicht gerecht. Der Leser muß hartgesotten sein und unverdrossen wie ein Kriminalist den versteckten oder nicht vorhandenen Bild- und Textzusammenhängen selbst auf die Spur kommen. So findet er z. B. erst nach rund achtzig Seiten eine für das Verständnis des Raumgefüges notwendige Grundriß-Serie, allerdings auf der Basis der neugeplanten Wohnungsgrundrisse. Eine Zusammenstellung der Abbruch- und Neubaumaßnahmen in einem Bestandesplan sucht er dagegen vergebens. Wieviele Wohneinheiten eingebaut wurden, hat er selbst zu entziffern, und über die Baukosten schweigt man sich leider aus. Bestandespläne, vorwiegend Schnitte, findet er nur im bauhistorischen Aufsatz, dafür auch in einem anderen Maßstab und nur vereinzelt mit einem Grundriß gekoppelt. Aufatmend entdeckt der Leser dagegen einen Katasterplanausschnitt mit den im Text erwähnten Hausnamen, womit er die spannenden Ausführungen zur Zürcher Hausgeschichte etwas besser verfolgen kann. Warum er nicht, weiter vorne im Artikel mit einem größergefaßten Ausschnitt, der das Altstadtquartier klarer erkennen läßt, plaziert wurde, liegt wohl ebenfalls im scheinbar selbst zusammengestapelten Layout begründet.

Als gravierender Mißgriff muß die rudimentäre und tendenzielle Darstellung der Vorgeschichte und der diversen Gutachten zum baulichen Zustand des Objektes eingestuft werden. In einer solchen Publikation ist die objektive und vollumfängliche Darstellung der Vorgeschichte ein unabdingbares Muß. Ohne weitere Quellenangaben werden so die Abbruch-Gutachten in einzelnen Textpassagen auszugsweise aneinandergereiht und allzu pamphletartig abgehandelt. Die publizistische und konzeptionelle Mängelreste ließe sich mühelos weiterführen. Sie steht für ein fehlendes Konzept und ein leider zu wenig redaktionell ausgerichtetes Lektorat. Die Aufsätze bleiben isoliert oder wiederholen sich in den Informationen. Einzelne sind stilistisch in sich gebrochen und pendeln zwischen einem engagier-

ten persönlichen Erfahrungsbericht mit wissenschaftlichen Anspruch oder einem Statement zur Denkmalpflege hin und her. Das allzu unsensible Layout läßt bei der Aufteilung von Bild und Text auf den Hochglanzseiten eine gelungene Abstimmung der Schrift- und Bildgrößen vermissen. Das Bildmaterial bindet sich in der Plazierung, sowie durch fehlende, zu knappe oder abweichende Bildunterschriften nur schlecht in den fortlaufenden Text ein.

Schade, der spannende Stoff allein – ein Sanierungskrimi mit überraschenden bauhistorischen Erkenntnissen und unorthodoxen, aber innovativen architektonischen Lösungen in einer gelungenen Teamarbeit real geworden – kann ohne Konzeption und eine stringente redaktionelle Bearbeitung das vorgegebene Buch »kleid« nicht ausfüllen. Man war schlecht beraten, das Geld in teuren Farbdruck zu stecken, in Hochglanz und ein großformatiges festgebundenes Buch. Geld, das in der Redaktion, im Layout und in der Konzeption eingespart wurde. Ohne Konzeption verliert sich der Bauprozeß in Detailinformationen. Ohne Abstimmung im Layout verliert sich auch der willigste Leser zwischen variierenden Schriftgrößen, in den Informationssetzen der Einzelaufsätze. Vor seinen Augen entsteht kein zusammenhängendes Bild des »Abbruchobjektes« von gestern und heute. Nur in Ansätzen erahnt er, die hohe Qualität der Eingriffe, die innovativen und wegweisenden Lösungen.

Wer sich durch diese mangelhafte äußere Form der Publikation nicht abschrecken läßt, dem sei der »stiff« als Anreiz, das reale Objekt unter fachkundiger Führung direkt zu begehen, dennoch ans Herz gelegt.

Zürich

Theresia Gürtler Berger

ARND KLUGE (Hrsg.), *Hofer Heimatbuch, Führer durch das Museum Bayerisches Vogtland, Hof: Nordoberfränkischer Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde 1996, 45 Abb., 247 S., DM 18,-.*

Anliegen der vorzustellenden Publikation ist nach den Worten ihres Herausgebers, den klassi-

schen Museumsführer einmal in einer anderen Form, nämlich als »geschichts- und naturkundliches Heimatbuch« zu präsentieren; zugleich soll er die Funktion eines Lesebuchs erfüllen, ohne den Museumsbesuch vorauszusetzen. Ein Privatmann überließ dem Nordoberfränkischen Verein für Natur-, Geschichts- und Landeskunde, auf dessen Engagement die Gründung des Museums Bayerisches Vogtland zurückgeht, 1896 seine Mineraliensammlung. Der Verein begann daraufhin mit seiner Sammeltätigkeit und legte den Grundstock für das heutige Museum, das 1996 auf eine über 100jährige Geschichte zurückblicken konnte.

An der Entstehung des »Hofer Heimatbuchs« waren verschiedene Autoren beteiligt, allen voran Museumsleiter und Betreuer des Stadtarchivs Arnd Kluge, von dem etwa die Hälfte der insgesamt 58 Beiträge stammen. Ein Teil der Berichte wurde bereits in der regionalen Presse abgedruckt und findet sich jetzt mit anderen zu einem Buch zusammengefaßt. Die Schrift, der ein kurzer Abriss der Museumsgeschichte vorangestellt wurde, ist in sieben Kapitel unterteilt: Allgemeine Geschichte Hof's und des Bayerischen Vogtlands (29–76), Verkehrswesen (77–91), Religion und Aberglauben (92–119), Textilgeschichte (121–132), Technikgeschichte (133–147), Wohnen und Leben (149–170), Erziehung und Unterricht (171–177), Handwerk und Gewerbe (179–201) und Naturkunde (202–240).

Der Museumsführer folgt in seiner Gliederung dem thematischen Rundgang durch die Museumsräume, die auf vier Grundrissen erläutert werden. Im Vorwort schreibt der Herausgeber, daß er bewußt auf die Vereinheitlichung der Texte zugunsten des individuellen Stils der einzelnen Autoren verzichtet hat, um durch die Verschiedenheit der Beiträge eine größere Leserschaft anzusprechen. Als Leser kann man sich jedoch nicht des Eindrucks erwehren, daß diese Argumentation lediglich als Vorwand für die fehlende Strukturierung der Texte dient, die die Publikation dringend benötigt hätte. Zweifelsohne waren die Verfasser sehr um ihr Heimatbuch

bemüht, die Berichte sind jedoch zu uneinheitlich ausgefallen. Der Beitrag über »Heimische Amphibien und Reptilien« belehrt die Leser über angemessenes Schuhwerk, das zu tragen ist, wenn man sich im Lebensraum der Kreuzottern aufhält; ansonsten bleibt er bei allgemeinen Bemerkungen ohne auf das Vorkommen dieser Tiere in der Umgebung von Hof oder ihrer eventuellen Präsenz im Museum einzugehen. Ähnlich verhält es sich mit dem Artikel »Aua Aua (aus dem Protokoll einer Hexenvernehmung)«: Der Verfasser berichtet über die Anwendung der Folter in den verschiedenen Rechtssprechungen seit der Antike, doch geht er mit keinem Wort auf das in der Überschrift erwähnte Protokoll ein. Zurück bleibt der fragende Leser: Gab es in Hof und seiner Umgebung Hexenverfolgungen? Liegen Vernehmungsprotokolle im Museum bzw. im Archiv vor usw.?

Der Museumsführer enthält aber auch sehr ansprechende Beiträge, etwa über die »Hauptstadt der Bewegung« oder über »Textilgewerbe und Textilindustrie in Hof«, die den Kontext zur Stadt und ihrer Umgebung respektive dem Museum herstellen, so daß auch auswärtige Leser vielfältige Aspekte der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung der oberfränkischen Stadt und ihres Umlandes erhalten. Vereinzelt wird in der vorliegenden Publikation die Unterbringung des Museums in den historischen Räumen der Hofer Hospitalstiftung erwähnt. Leider hat man es versäumt, das Gebäude und seine ehemalige Nutzung vorzustellen. Der Museumsführer wäre auch ein ideales Forum gewesen, die Kunstsammlungen der Stadt einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen, auch wenn sie aufgrund von Platzmangel derzeit nicht zu sehen sind. Insgesamt spürt der Leser den Zwang der Autoren, möglichst allen Aspekten der Museumssammlung in der vorliegenden Publikation gerecht zu werden. In diesem Falle wäre allerdings Weniger Mehr gewesen.

Stuttgart

Marion Diehm